

## Fünftes Kapitel.

### **Verhallender Klang.**

1854 – 1856.

Ein sturmdurchtobter Herbstabend, aus zerrissenem schwarzen Gewölk ein letzter Sonnenstrahl grell über das öde Land huschend, welches Laub auf steinigem Wege vom Winde getrieben. Am Wege ein Haus, mit hellerleuchteten Fenstern, ein warmer Herd, lachende Kinderstimmen, in allen Räumen ein verklärender Duft und Hauch von Erinnerungen sonniger Tage. Aus dem Hause tritt eine jugendliche Frauengestalt, zieht die Pforte leise hinter sich zu, lauscht noch einmal auf den Kinderjubiläum und geht allein in den dunkeln Abend hinein, fest und sicher, aufrechten Hauptes und doch wie einer, der eine schwere Last trägt. Hinter ihr im Dunkel versinkt das Haus, verhallen die Kinderstimmen, sie sieht und hört nichts mehr davon; sie sieht nur auf den Weg, der vor ihr liegt, und lauscht auf die Stimme in der eignen Brust, die sagt: „Du mußt.“ Aber einer andern Stimme Klang hört sie auch. Wie ein verhallender Harfenton ferher der Klang einer wohlbekanntenen und doch so fremd gewordenen Stimme, einsame herzzerreißende Klage einer zerbrochenen Menschenstimme, die ruft und ruft nach etwas, was verloren ist, auf die sie in Lust und Grauen lauschen muß, sie mag wollen oder nicht. Sie hört sie mitten im hellen Tageslicht im Geräusch der Straße, sie hört sie am Flügel im Konzertsaal, sie hört sie in den einsamen Nächten, wo sonst alles schweigt. Keiner von allen denen, die ihr begegnen, die ihren Tönen lauschen, vernimmt diesen Ton, aber jeder ahnt, glaubt ihn zu ahnen, wenn ihn ein Blick der

1854 – 1856.

dunkeln schwermütigen Augen trifft, die aus dem schmerzgestählten und schmerzverklärten Frauenangesicht hervorleuchten. Jeder fühlt, daß diese Augen die langen Nächte hindurch weinen, und daß die Seele dieser Frau täglich aus tiefen Abgründen des Grauens namenloser Qual und herzzernagender Sehnsucht auftaucht, weil die Pflicht des Lebens sie ruft.

So ist Clara Schumann den Zeitgenossen erschienen, als sie im Herbst 1854 für den geliebten Mann und für ihre Kinder den Kampf ums Dasein aufnahm.

Ende September waren ihre Mittel erschöpft: „Das Geld ist alle“, schreibt sie am 30. September, „und ich kann mich nicht entschließen, ein Papier Roberts zu verkaufen. Gott weiß, wie es wird.“

Genau zwei Jahre später konnte sie in den Tagebuchaufzeichnungen für ihre Kinder mit schmerzlicher Genugtuung –, denn der, um dessentwillen sie doch vor allem das Opfer auf sich genommen, weilte nicht mehr unter den Lebenden, – feststellen, daß sie ihres Vaters Kapital während seiner Krankheit um 5000 Taler vermehrt habe, trotzdem in dieser Zeit die ganze Last der Erhaltung des kranken Mannes und der Kinder allein auf ihren Schultern ruhte.

Aber so groß und so tapfer sie, zunächst fröhlichen Vertrauens voll, dann schwankend zwischen Furcht und Hoffnung und schließlich mit dem dumpfen Bewußtsein völliger Hoffnungslosigkeit diesen Kampf mit dem Schicksal aufnahm und auch die ihr Nächststehenden durch ein im besten Sinne männliches Heldentum überraschte, ihn ganz allein zu bestehen, wäre sie doch wohl kaum imstande gewesen.

„Gott sendet jedem Menschen, und sei er noch so unglücklich, immer einen Trost, und gewiß sollen wir uns desselben erfreuen und stärken daran. Wohl habe ich euch, doch ihr seid noch Kinder, Ihr kanntet den teuren Vater kaum, ihr seid noch zu jung, um tiefen Schmerz zu empfinden; ihr also konntet mir in den schrecklichen

1854 – 1856.

Jahren keinen Trost gewähren, Hoffnungen wohl, doch das konnte mich in solchem Schmerz nicht aufrecht erhalten. Da kam Johannes Brahms. Ihn liebte und verehrte euer Vater, wie außer Joachim keinen; er kam, um als treuer Freund alles Leid mit mir zu tragen; er kräftigte das Herz, das zu brechen drohte, er erhob meinen Geist, erheiterte wo er nur konnte, mein Gemüt, kurz er war mein Freund im vollsten Sinne des Wortes.“

Diese an ihre Kinder gerichteten Worte, mit denen Clara in ihrem Tagebuch den letzten Abschnitt der Leidenszeit Robert Schumanns einleitet, sagen ja niemand etwas Neues. Ebensowenig wie die folgenden „er und Joachim waren die einzigen, welche euer teurer Vater in der Krankheit sah und immer mit sichtbarer Freude empfing, solange sein Geist noch lichter war. Und er kannte Johannes nicht, wie ich ihn kenne, durch Jahre hindurch! Wohl kann ich euch sagen, meine Kinder, daß ich nie einen Freund so liebte wie ihn – es ist das schönste Einverständnis unsrer Seelen; nicht liebe ich an ihm die Jugend, nicht ist es vielleicht geschmeichelte Eitelkeit, nein seine Geistesfrische, seine herrlich begabte Natur, sein edles Herz ist es, das ich liebe, aber eben durch die Jahre hindurch kennen lernte, wie andere es ja nicht können. Zuweilen ist er nach außen hin schroff, wohl fühlen die jungen Musiker seine Geistesüberlegenheit. – Welcher gesteht sich und dem andern das gern ein! Darum mögen sie ihn nicht, und nur Joachim spricht seine Verehrung frei aus, weil er ihm als Künstler ebenbürtig. Jeder dieser beiden sieht an dem andern bewundernd auf, das ist etwas so Erhebendes, wie man es selten in der Welt findet. Auch Joachim, ihr wißt es, war mir ein treuer Freund, doch mit ihm lebte ich nicht immer zusammen, so war denn Johannes es allein, der mich aufrecht erhielt. Vergeßt dies, liebe Kinder, nie, und bewahrt dem Freunde, der es gewiß auch euch immer sein wird, ein dankendes Herz; glaubt eurer Mutter, was sie euch gesagt, und hört nicht kleinliche und neidische Seelen, die ihm meine Liebe und Freund-

1854 – 1856.

schaft nicht gönnen, daher ihn anzutasten suchen oder gar unser schönes Verhältnis, das sie entweder wirklich nicht begreifen oder nicht begreifen wollen.“

Wie gesagt, dieses Bekenntnis bestätigt nichts weiter, als was alle Welt schon längst wußte und weiß; aber es bekommt einen eigentümlich ergreifenden Klang und eine persönliche Note, nicht nur durch den besonders in den letzten Worten schwingenden Ton mühsam verhaltener Entrüstung, sondern vor allem dadurch, daß es eine Mutter ist, die dieses Bekenntnis an der Bahre eines heißgeliebten Mannes für ihre Kinder ablegt. „Ich hielt es für Pflicht, euch dies zu sagen“, schließt sie, „vergeßt es nie und nie den Dank, den ihr ihm schuldet für eure Mutter.“

Sind aber hierdurch dem Biographen wie jedem, der es unternimmt, sich und andern ein Bild dieser reinsten und innigsten Seelengemeinschaft zweier im Alter so ungleicher, in vornehmer Gesinnung einander ebenbürtiger Menschen zu entwerfen, die Umrißlinien scharf und deutlich vorgezeichnet, die ein Abschweifen in müßige Kombinationen verbieten, so geben Tagebuchaufzeichnungen und briefliche Äußerungen doch noch eine Fülle von charakteristischen Einzelheiten und Farbenschattierungen, die in ihrer Gesamtheit sich zu einem Bilde auch von höchstem künstlerischen Reiz runden.

Ein 22jähriger Jüngling, durch seine Kunst weit über seine Jahre gereift, aber in der Unmittelbarkeit seines Empfindungslebens, in der Fähigkeit, Freude und Schönheit impulsiv zu genießen und zu äußern, vielleicht frischer noch und jugendlicher als die meisten seiner Altersgenossen, und eine 34jährige Frau, die in einer 14jährigen Ehe mit einem ihre höchsten menschlichen und künstlerischen Ideale erfüllenden heißgeliebten Manne aus einer instinktiv allem Unreinen und allem Unechten abgeneigten, gefeierten Virtuosin mit dem Mann und durch den Mann zu einer Verinnerlichung ihrer menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit, zu einer aus tiefster Überzeugung und klarster Einsicht gewonnenen Lebens-

1854 – 1856.

anschauung gereift ist, treffen in dem Augenblick zusammen, wo geistige Umnachtung des Mannes die äußerliche und innerliche Lebensgemeinschaft mit dem Schöpfer ihres höhern Daseins gelöst hat. Beide finden sich in der leidenschaftlichen Liebe und Verehrung für den Mann, der für den Jüngling ein wirklicher Freund und in gewissem Sinne auch Schöpfer seines Daseins geworden ist. Diese Dankesschuld dem Meister abzutragen, ist der erste Anlaß, der ihn zu der in tiefste Trauer versenkten, an sich und ihrem Schicksal verzweifelnden Frau, zu der er mit schwärmerischer Verehrung aufsieht, zurückführt, damit sie jemand habe, ihr in äußern und innern Nöten beizustehen. Es ist ein Opfer der Freundschaft, das er bringt, freudig bringt, aber doch ein Opfer. So wird es gebracht, so wird es angenommen, für Wochen und Monate gedacht, – man hofft ja auf baldigste Genesung, – auf Jahre ausgedehnt. Zum Staunen, zum Mißbehagen aber auch der Freunde. Was kann dieser unreife, in seiner künstlerischen Begabung vielleicht doch sehr überschätzte junge Mensch ihr, der reifen, erfahrenden Frau, der großen Künstlerin, bieten, daß sie nicht nur ihn als täglichen Hausgenossen aufnimmt, sondern auch ihm in Gegenwart anderer eine fast demütige Verehrung bezeigt, die ihrer beiderseitigen Stellung ebenso wenig zu entsprechen scheint wie die unverhohlenen Bekundungen zärtlicher Freundschaft, die in dem vertraulichen Du, in dem „Johannes“ und „Clara“ miteinander erst einseitig, dann gegenseitig verkehren, zum Ausdruck kommen und die bei Claras sonstiger ungewöhnlich zurückhaltender Art auch den Freunden auffallen!

Was Brahms für Clara brachte, ist ja zum Teil schon in ihren oben angeführten eignen Worten ausgesprochen; es war vor allem zweierlei: einmal ein Ersatz für Verlorenes – wie sie zunächst meinte, nur für kurze Zeit Verlorenes –, d. h. den geistigen Austausch mit einer vornehmen, feinfühligen und zugleich von ihr als im höchsten Künstlerischen überlegen anerkannten Natur, der dadurch für

1854 – 1856.

sie einen eignen, in dem Grade bisher nicht gekannten Reiz erhielt, daß der Mensch, zu dem sie als Künstler aufblickte, in allen andern Beziehungen sich unbedingt dienend ihr unterordnete und auch dem, was er aus seiner schöpferischen Überlegenheit spendete, den Charakter einer ihm durch die Teilnahme der verehrten Frau erwiesenen Gunst zu geben wußte.

Diese beständige geistige Anregung, die sich übrigens nicht allein auf Musik, sondern ebenso, wie sie es mit Robert gewohnt gewesen war, auf ihre Lektüre und auf die Anregung zum Nachdenken über ästhetische allgemeine Fragen erstreckte, mußte aber von ihr um so stärker als Wohltat und Rettung vor innerer Verzweiflung empfunden werden, als der seit dem September 1854 wieder eröffnete geistige Austausch mit Robert die Hoffnungen und Erwartungen, die sie und die Freunde daran geknüpft hatten, nicht erfüllte, ja ihr schließlich zu einer Quelle von schmerzlichsten, qualvollsten seelischen Erregungen wurde. „Jeder seiner Briefe reißt meine Wunden neu auf“, schreibt sie schon im November 1854 im Tagebuch, und im Februar 1855: „Die Tage, wo mir Nachrichten und Briefe von Robert kommen, werden mir immer die fürchterlichsten, denn da bricht jedesmal all mein Schmerz aus.“ Mochte sie auch bei solchen Äußerungen zunächst nur an den dadurch geweckten Schmerz der Trennung und des Entbehrens denken, so konnte doch der Natur der Sache nach auch der Inhalt der Briefe Roberts ihr nur schmerzliche Empfindungen wecken; mochte sie noch so oft, auch später, geflissentlich die Schönheit seiner Briefe, die ganz wie aus seiner besten Zeit seien, betonen. Daß von einem eigentlichen geistigen Kontakt zwischen ihnen nicht mehr die Rede war, empfand sie doch, wenn sie es auch nicht zugestand.

Sie lebte fort, mit blutendem Herzen, aber als ganzer Mensch, und als ganzer Mensch das Auge auf die Zukunft gerichtet. In Eendenich stand die Uhr still. Nur die Vergangenheit in

1854 – 1856.

abgeblaßten Bildern war noch lebendig. Nur was sie gemeinsam früher miteinander durchlebt, war ihm als Besitz geblieben, was ihr das Leben draußen mit jedem neuen durchgearbeiteten Tage als Förderung brachte, berührte nicht einmal mehr die Peripherie seiner Seele. „Immer“, schreibt sie am 1. März 1855, „spricht er von der Vergangenheit, warum nie von der Zukunft. Hofft er nicht? Wie betrübt mich das!“

Und zwei Monate später (5. Mai) verstummte er ganz. Ein Jahr des trostlosen Schweigens folgte, kein Wort, keine Zeile mehr von ihm, kein Echo auf ihre Briefe. Nichts von dem, was sie innerlich erlebte, was sie erfreute und betrübte, so leidenschaftlich sie sich immer wieder bemühte, war imstande, ihn aus seiner Teilnahmslosigkeit zu wecken. Nur ihre Sehnsucht kreist noch ruhelos wie ein einsamer Vogel, dem man das Nest zerstört hat, um die Stätte, in deren Mauern der Geliebte noch atmet, nicht mehr lebt.

Daß sie dies überstanden, daß sie dabei nicht zusammenbrach, das hatte sie, nächst der strengen künstlerischen Arbeit, die sie sich selbst auferlegt, dem Freunde zu danken, und vor allem der Gabe, die er ihr brachte als ein neues Geschenk, dessen Zauber und dessen Reiz sie nie bisher geahnt: in seiner Jugend.

Clara hatte ja eine eigentliche Jugend nie gehabt; nicht einmal auch rechten Verkehr mit der Jugend. Ihr aus den Kinderschuhen sie herauszerrender Beruf und später die traurigen häuslichen Verhältnisse im Elternhause hatten sie kaum zu dem Genuß harmloser Jugend und Jugendfreudigkeit kommen lassen. Und auch im Brautstande und in der Ehe war ein Nachfrühling nicht gefolgt, trotzdem ihre Seele wohl dafür empfänglich gewesen wäre. Aber ihnen beiden hatte die grausame Prüfungszeit doch die dazu vorhandenen Triebe im Keime so erstickt, daß sie aus sich allein heraus sie zu neuem Leben zu wecken nicht mehr fähig waren. Der ernste Sinn des Mannes, der auch in fröhlichen Stunden den Ton unwillkürlich dämpfte, und der Ernst der Kunst, der alle von den häuslichen Sorgen unberührte

1854 – 1856.

Frische für sich in Anspruch nahm, hatten wohl Stunden reinsten, tiefsten Glücks, aber nicht mehr jauchzender Lebensfreudigkeit ihnen schaffen können.

Und gerade das, daß es so etwas geben könne, neben tiefstem Ernst nicht als gelegentlicher Begleitakkord, sondern als immer durchklingender Grundton, das erfuhr sie im Zusammenleben mit dem jungen Freunde wie eine Offenbarung, die sie zunächst als ein Wunder staunend betrachtete, um sich dann ihrem Zauber mit tief dankbarer Seele hinzugeben. „Wir dachten soviel“, schreibt sie im Juli 1855 bei einer schönen Fahrt durch den Teutoburger Wald auf der Rückreise von Detmold, „an den zu Haus harrenden einsamen Freund, und hätte er es mit genießen können in seiner so frischen Empfänglichkeit, es wäre mir doppelt wonnig alles gewesen! Ach, soviel dachte ich auch an den geliebten Robert – er so traurig allein, immer in seinen vier Wänden leidend – es ist doch ein unbeschreiblich bitteres Geschick!“ Und wenige Wochen später auf der gemeinsamen Rheinwanderung: „Ich kann nicht sagen . . . welche Wonne es mir ist, das alles mit Johannes genießen zu können, der in vollen Zügen die herrliche Natur einatmet; da wird man ordentlich wieder jung mit. Oft bin ich freilich wohl traurig und betrübe ihn dadurch, aber natürlich ist's ja wohl, daß, je erhebender die Eindrücke, desto wehmütiger mir ums Herz, und daß er, der geliebte Mann, allein und verlassen leidet, während ich das Herrlichste in der Natur und Gesellschaft des teuersten Freundes genießen kann. Allein hätte ich auch diese Reise nicht unternommen, um meinetwillen, sondern tat es nur, um Johannes eine Freude und Erholung zu schaffen, wieder mir zur großen Freude.“

Und auf derselben Wanderung ein Augenblicksbild vom selben Tage, das den Zauber dieser Stunde und dieser Gemeinschaft aufs anmutigste wiedergibt. „Auf dem Rückweg (von der Schönburg bei Ober-Wesel) ruhten wir – Brahms, Clara und ihre Begleiterin – uns ziemlich am Fuße dieses Berges unter einer Eiche, wo wir in



1854 – 1856.

höchster Gemütlichkeit das eben erhaltene Obst verzehrten. Mich macht's immer nur froh, Johannes' glücklich leuchtende Blicke zu sehen; überhaupt es geht doch nichts darüber, Wesen, die wir recht innig lieb haben, erfreuen zu können!“ Oder einige Tage später auf den vier Burgen bei Neckarsteinach: „Wir kletterten tüchtig herum. Johannes wieder selig! Für den müßten die alten Zeiten wiederkehren, da paßte er besser hin mit seiner urfrischen kräftigen Natur.“

Eben um dieser Eigenschaft willen ist er aber von allen der einzige, der ihr in den dunkelsten und trübsten Stunden innerlich weiter helfen kann, dessen bloße Nähe ihr mehr Halt und Trost ist als der Zuspruch der liebsten und ältesten Freunde.

Und man versteht die belebende Kraft, die von ihm ausgeht, vollkommen, wenn man in den an sie gerichteten Briefen die unendliche Modulationsfähigkeit seines Gefühlslebens und der Art, sie zu äußern, die wunderbare Feinfühligkeit, Anpassungsfähigkeit und zugleich doch, wo es darauf ankommt, resolute Festigkeit, die auch vor einer Derbheit nicht zurückschreckt, kennen lernt und sich dabei vergegenwärtigt, wie sehr sie gerade in den glücklichsten Jahren oft eine solche zarte und doch feste Hand hatte entbehren müssen.

Es war deshalb auch bei dem Opfer, das sie durch die langen und anstrengenden Konzertreisen der folgenden Jahre dem geliebten Mann und den Kindern brachte, die dadurch bedingte Trennung von dem Freunde vielleicht das Schwerste, und dies auch nur dadurch erträglich, daß in einer von beiden Seiten regelmäßig unterhaltenen lebhaften Korrespondenz auch aus der Ferne eine möglichst innige Fühlung bewahrt wurde.

Wie aber für Brahms aus dem seltenen Vertrauensverhältnis, das der Natur der Sache nach auch Stunden schwerer seelischer Kämpfe und eine Last von äußern Sorgen brachte, und das auch durch die erklärliche, aber nicht immer leicht zu ertragende Reizbarkeit Claras starke Anforderungen an seine Selbstlosigkeit und

1854 – 1856.

Opferwilligkeit stellte, eine unendliche Bereicherung seines innern Menschen und eine Vertiefung auch seiner künstlerischen Persönlichkeit hervorwuchs, das ergibt sich aus allen Zeugnissen, die uns aus diesen Tagen erhalten sind.

Es ist ihm nicht ganz leicht geworden, sich in die Aufgabe, die ihm das Schicksal, richtiger er sich selber aus freier Wahl, gestellt hatte, hineinzufinden. Aber das lag nicht bloß an ihm, sondern mindestens ebenso sehr daran, daß die Aufgabe sich ihm ohne sein Zutun unter den Händen veränderte und verschob, und daß, als er sich dessen bewußt wurde, er weder innerlich noch äußerlich die Freiheit des Entschlusses hatte, einen Posten zu verlassen, auf den ihn die Treue gegen den Freund und Meister gewiesen und auf dem ihn die Liebe für die Freundin festhielt.

„Ich träume und denke nur,“ schreibt er im Oktober 1854, „von der herrlichen Zeit, wo ich mit Ihnen beiden leben kann, ich lebe diese ganze Zeit aus, wie ich einen Weg gehe zum schönsten Land“ und im Dezember: „Ich möchte Ihrem lieben Mann vom verlebten Sommer schreiben; ich könnte stundenlang ihm davon erzählen, ohne im geringsten wehe zu tun, zu betrüben. Ich wollte nur von Ihnen schreiben, wie Sie so unbegreiflich schön und groß Ihren Schmerz tragen; da sollte die Sehnsucht in ihm erwachen, frohe heiße Sehnsucht, wieder ganz Ihnen zu gehören“ und im selben Brief: „wenn es geschehen sollte, daß ich Ihrem teuren Mann bald wieder schreiben müßte, dann erschrecken Sie nicht über mein dreistes Lügen, wenn ich ihm schreibe, daß ich Sie wieder gesehen [trotzdem Clara nicht in Düsseldorf ist.] Ich sehe sie doch oft, so gut wie körperlich; z. B. bei der Trillerstelle im Andante der C-dur-Symphonie, bei den Schlußstellen, den Orgelpunkten in der großen Fuge, wo Sie mir mit einem Male wie die heilige Cäcilie erscheinen.“

Und weiter acht Tage später: „Ich wollte, der Arzt stellte mich zu Weihnacht als Wärter und Pfleger an. Wenn das ginge, ich

1854 – 1856.

glaube, dann wäre das Schlimmste überstanden. Ich würde Ihnen täglich von Ihm schreiben, und Ihm erzählte ich den ganzen Tag von Ihnen.“

Aber diese Aufgabe zerrann ihnen eben unter den Händen, weil der, um den es galt, nicht mehr die Kraft hatte, die Hände, die ihm Gattin und Freund entgegenstreckten, länger als einen Augenblick festzuhalten, und langsam, kampfflos, aber unaufhaltsam im Meer des Schweigens versank. Solange noch ein Fünkchen von Hoffnung lebte, solange noch eine mehr oder minder bewußte Selbsttäuschung darüber möglich war, haben beide, und vor allem Brahm, der ja gelegentlich doch den Kranken sah, sich immer wieder und wieder in diesem Ziel, den geliebten Kranken durch gemeinsame Kraft wieder für das Leben zurückzuerobern, gefunden. Aber wie schon in dem Vorsatz, daß zweier lebensfrischer und gesunder, zu Größtem berufener Menschen Kraft sich in dem Anpassen an den müden Flügelschlag einer kranken Seele verzehren solle, etwas Unnatürliches lag, so forderte auch, je länger der Zustand dauerte, die Natur und das Leben ihr Recht. Ihm konnten sie mit all ihrer Liebe nicht mehr helfen, aber einander konnten sie etwas sein, und darum ward, ohne daß darüber je auch nur eine Sekunde der Ausgangspunkt vergessen wurde, dies Füreinanderdasein im höchsten und besten Sinne – für einander da sein, nicht nur, um auf der Höhe zu bleiben, auf der der Geliebte und Freund einst mit ihnen gestanden, sondern auch nach den weitem Höhen zu streben, auf die sein Beispiel und seine letzten Worte in lichten Tagen sie mahnend und prophetisch hingewiesen – doch mit Naturnotwendigkeit die Hauptsache und gab auch dem Gedankenaustausch und dem Zusammenleben ein neues Gepräge, einen neuen Ton, nicht auf einmal, aber langsam und selbstverständlich.

„Ich kann Ihnen doch nicht eine Idee von dem schreiben, was ich Ihnen sagen und tun könnte. Sehen Sie doch meine Briefe als die allerkleinsten Liebkosungen meiner Seele an. Ich liebe Sie

1854 – 1856.

zu viel, um es Ihnen schreiben zu können“, heißt es im März 1855. „Wie ist es hier wüst und leer, wenn Sie fehlen; ich habe mich gar zu sehr gewöhnt, Sie immer als freundlichsten, besten Genius um mich zu haben“ (Juni 1855). „Gestern mittag dachte ich an Sie, das brauche ich nicht zu schreiben. Immer denke ich ja an Sie und mit der heißesten Liebe und Verehrung“ (Juni 1855). „Ich kann doch nicht ruhig zusehen, wie Bertha so viel einpackt und Ihnen sendet ohne mit meinen zärtlichsten Grüßen alles warm zuzudecken. Siegel muß ich auch. Könnt ich Ihnen doch recht Schönes schicken, das Ihnen meine Liebe recht deutlich sagen könnte, und wie ich Sie wieder herwünsche“ (Juni 1855). Nach Klagen über schlechtes Wetter: „Sie sollen sehen, sind Sie erst wieder da, da scheint die Sonne wieder, der Sommer kommt aufs schönste wieder, er hat Sie nur aus den Augen verloren in dem kleinen Fürstentum [Detmold], deshalb trauert er“ (Juni 1855) – „Sie schreiben mir, ich solle nicht kommen [nach Detmold]. Mit Betrübniß denke ich an manches, daß J.[oachim], Sie 3 Tage früher sieht, wir uns nicht einmal bald allein, – das habe ich so gern; ich bin immer am liebsten allein mit Ihnen, ich habe Sie überhaupt am liebsten . . . Hat denn Ihr Hof einige Ähnlichkeit mit dem im Kater Murr? eine Julia ist da! und das Reich ist wohl so niedlich, daß der Fürst von seinem Balkon die vier Wände sehen kann. Aber wir wollen vor allem die zwei, Julien und Kreisler, nicht weiter vergleichen, sonst kommen noch merkwürdige Unterschiede!“ (Juni 1855.)

„Wie unglücklich wär ich vielleicht, wenn ich Sie nicht hätte! An Ihnen lerne ich's immerfort, daß man Lebenskraft (= lebenskräftiges Schaffen) nicht aus Büchern holen kann, sondern nur aus der eignen Seele. Man muß nicht herein, sondern hinaus empfinden. Sie müssen immer bei mir bleiben als mein guter Engel; dann wird gewiß aus mir, was werden soll und kann“ (August 1855).

Ich werde immer freudiger und inniger und ruhiger in meiner

1854 – 1856.

Liebe zu Ihnen, ich entbehre Sie jedesmal mehr, aber ich sehne mich fast freudig nach Ihnen, es ist einmal so, und ich kannte das Gefühl schon einmal, und nie war ich so warm . . . Nun schreiben Sie mir nächstens, daß ich Sie lieb habe? und lieber, viel lieber als vor 2 Jahren oder 2 Monaten? In herzlichster Freundschaft Ihr Johannes“ (August 1855). „Ich schreibe ihnen immer von tausend andern Sachen, die mir eigentlich so fern liegen, wenn ich an Sie denke. Ich möchte Ihnen immer nur Liebes sagen, nur die schönsten Grüße senden, aber ich kann dazu nicht Worte finden. Sie müssen meine Briefe nur ansehen und Sich alles Beste einbilden, das darin stehen könnte“ (Dezember 1855). „Ich möchte, ich könnte Dir\* so zärtlich schreiben, wie ich Dich liebe, und so viel Liebes und Gutes thun, wie ich Dir's wünsche. Du bist mir so unendlich lieb, daß ich es gar nicht sagen kann. In einem fort könnte ich Dich Liebling und alles Mögliche nennen, ohne satt zu werden Dir zu schmeicheln. Wenn das so fort geht, muß ich Dich später unter Glas setzen oder sparen und in Gold fassen lassen“ (31. Mai 1856).

Geben diese weit vorgehenden Stimmungsakkorde aus Brahms' Briefen innerhalb eines Zeitraumes von anderthalb Jahren ein ebenso anziehendes wie anschauliches Bild von der Reinheit, Tiefe und Naivetät der Empfindungen des Briefschreibers und zugleich eine andeutende Vorstellung von den wundervollen, im Innenleben dieser beiden großen und edlen Menschen schwingenden Harmonien, so mag, ehe wir zur chronologischen Darstellung der Ereignisse in diesen Jahren und damit zu einer Vermittlung der Widerspiegelungen jener Erlebnisse in Claras Tagebüchern übergehen, noch zweier Äußerungen Brahms' aus dem Anfang gedacht werden, weil sie das eben gewonnene Bild ergänzen und vervollständigen; sie berühren die Extreme seiner Natur: die männliche Reife seiner Künstlerschaft und die unver-

---

\* Es ist die Antwort auf die Gewährung der Bitte, sie auch Du nennen zu dürfen. Clara selbst nannte ihn auf seine Bitte schon seit Ende November 1854 Du.

1854 – 1856.

wüstliche Kindlichkeit seiner Natur, die beide unter dem Einfluß Claras in eigentümlicher Weise sich vermischen und vertiefen.

Am 20. Oktober 1854 schreibt er an Clara: „Herr Marxsen ist äußerst glücklich über mein besseres Spiel, auch das danke ich Ihnen. Erst nachdem ich Sie gehört, und gar als ich Sie erheitern und erfreuen konnte durch mein Spiel, erst seitdem kann ich auch andern sagen, was ich fühle.“

Und am 1. Dezember unter dem Eindruck Clara sehr niederdrückender Nachrichten aus Ethenich:

„Verzeihen Sie mir meine Briefe, glauben Sie mir, wenn ich an Sie denke, ist es mir ernster ums Herz, als Sie aus den Briefen sehen können. Aber wenn ich Ihnen schreibe, ist es mir immer, als spräche ich zu Ihnen. Sie tragen Ihr Leid so groß, daß man allen Schmerz oft vergessen und leicht scherzen kann, ich bin noch jung, oft jugenhaft, Sie verzeihen es mir. Sie glauben und wissen, daß ich ernster fühle, daß der jugendliche Uebermut mich anders scheinen aber nie vergessen lassen kann.“

Am 14. Oktober 1854 schlug die Stunde des Aufbruchs. Die Freunde Brahms und Grimm begleiteten die Reisenden, Clara und ihre Gefährtin, Fräulein Agnes Schönerstedt, bis Hannover. Hier war man mit Joachim des Zusammenseins im engsten Freundeskreise noch einmal froh, und nachdem am 16. Clara bei Hofe wieder, wie vor Monaten, künstlerisches Verständnis und menschliche Teilnahme wohlthuend empfunden, ward am 17. nun der eigentliche Abschied genommen. – „Schwerer Abschied – losgerissen von allem, hinaus ins Gewühl der Menschen, ach, und nicht einmal von Ihm, dem Geliebten, im Geiste begleitet, da er von meiner Reise nichts weiß. Lange bin ich mit mir zu Rate gegangen, ob ich es Ihm schreiben sollte oder nicht! ich fürchtete aber, Ihn zu beunruhigen, vielleicht könnte er sich um mich sorgen, könnte mich in Geldsorgen glauben, und das wollte ich doch nicht. Läßt mich der Himmel alles glück-

1854 – 1856.

lich überstehen, so ist es denn doch viel schöner, wenn ich sagen kann, ich habe das getan und zu seiner und meiner Zufriedenheit überstanden. Seinetwegen tat ich es ja, [so] wird der Himmel wohl auch seinen Segen geben.“

Die erste Station war Leipzig; ein zugleich leichter und schwerer Anfang, leicht, weil Freundeshände sich ihr hier von allen Seiten entgegenstreckten, weil hier vor allem im Preußerschen Hause ihr Heimatluft entgegenwehte, und schwer wegen der ungeheuren Flutwelle schmerzlicher und freudiger Erinnerungen, die gerade hier ihr entgegenströmte.

Das Gewandhauspublikum, vor dem sie zum erstenmal am 19. Oktober im Abonnementskonzert mit Beethovens G-dur-Konzert dem As-dur-Kanon aus den Studien für Pedalflügel, den Traumeswirren aus den Phantasiestücken ihres Mannes und dem Rondo von Weber erschien, bereitete ihr den herzlichsten Empfang. Sie hielt sich tapfer, aber während des zweiten Teiles (der C-moll-Symphonie von Gade) übermannte sie doch in der Loge das Gefühl, die Erregung kam in einem Weinkrampf zum Ausbruch.

Ein traumhaft befangenes Dasein, in dem sich freundliche Vergangenheit, trostlose Gegenwart und hoffende Ausblicke in die Zukunft seltsam miteinander verschmelzen. Wie in vergangenen Tagen bringen die Schüler des Konservatoriums ein Ständchen mit Fackelglanz, Wiedersehen mit Bendemanns, die von Dresden herüberkommen. Dazwischen ein Brief von Brahms, wehmütig, humoristisch. „Warum haben Sie nicht gelitten, daß ich Flöte blasen lernte und mit Ihnen reiste. Denken Sie, ich hätte dann das Andante aus der F-moll-Sonate für Flöte, Guitarre und Pauke –  
arrangiert und Ihnen mit Fr. Schönerstedt und

Pfundt ein Ständchen gebracht.“

Und dann ihr eigens, „brillant besuchtes“ Konzert (am 23.): Genoveva-Ouvertüre von Schumann, das Konzertstück für Klavier

1854 – 1856.

und Orchester in D-moll von Schumann aus dem Manuskript (Op. 134) aus dem letzten Sommer, sein letztes Geburtstagsgeschenk, und ebenfalls zum erstenmal das Glück von Edenhall\*.

Die hohe Säule muß zu Fall,  
 Glas ist der Erde Stolz und Glück.  
 In Splitter fällt der Erdenball  
 Einst gleich dem Glück von Edenhall!

All seine Töne klingen, klingen zum erstenmal, und „er hörte es nicht, und ich hörte es, wie ein Unrecht kommt's mir vor. Gebe Gott Ihm auch noch wieder die Freuden, seine Werke zu hören.“

Aber auch ein anderer neuer Ton klingt an diesem Abend zum erstenmal; den Schluß des ersten Teiles bildete: „Andante und Scherzo aus der Sonate in F-moll von J. Brahms, vorgetragen von Clara Schumann.“ Am letzten Abend noch ein Ständchen der Pauliner – Waldchor aus „der Rose Pilgerfahrt“ u. a. – „Alles herrlich ausgeführt. Ach, mein Robert, warum muß ich alle Liebe allein genießen.“

Aber es war doch Liebe, ward als solche dankbar empfunden, und trotz mancher heißen, in der Stille geweinten Tränen klang Wort und Ton der Leipziger Tage harmonisch aus.

Die Bitterkeit des Alleinseins brachte erst Weimar ihr zum vollen Bewußtsein. Trotzdem man es, Liszt und das junge Großherzogpaar an der Spitze, nicht an Aufmerksamkeiten fehlen ließ, trotzdem in ihrem Konzert das Publikum sie begeistert begrüßte und die Manfred-Ouvertüre und die vierte Symphonie Roberts unter Liszts Leitung und das A-moll-Konzert, von Clara gespielt, freudigem Verständnis begegneten, sie wurde nicht warm. Denn alle herzgewinnende und von ihr immer wieder anerkannte Liebenswürdigkeit Liszts konnte sie nicht darüber hinwegtäuschen, daß zwischen ihrem künstlerischen Empfinden und dem seinen eine unüberbrückbare Kluft

---

\* Vgl. oben S. 274.



1854 – 1856.

gähnte, und daß man sie hier in ihrem Eigensten und Besten ebenso wenig wirklich zu würdigen verstehe, wie sie es über sich gewinnen konnte, Liszt und der Seinen Geschmack schön zu finden. Ein Satz aus Berlioz' Symphonie „Romeo und Julia“, von Pohl für 8 Hände gesetzt, die Liszt bei einer Matinee mit drei seiner Schüler vom Blatt spielte, klang ihr „wie eine wahrhaft höllische, teuflische Musik“, während die übrigen Anwesenden alle „himmlisch, göttlich ächzten.“ Ein Abend bei der Großherzogin-Witwe Maria Paulowna vor einer unruhigen, Scharpie zupfenden Hofgesellschaft an einem „scheußlichen“ Flügel trug natürlich nicht dazu bei, die schon geweckten Mißklänge aufzulösen oder abzuschwächen.

Aber erst in Frankfurt a. M. ward ihr zum erstenmal seit Jahren wieder das Martyrium der allein reisenden, von der Gnade der lokalen Musikgrößen abhängig oder auf freiwillige Hilfeleistungen oft recht ungeschickter und unerfreulicher Musikenthusiasten männlichen und weiblichen Geschlechts angewiesenen Künstlerin, schmerzlich und empfindlich zum Bewußtsein gebracht und ihr damit ein Vorgeschmack dessen, was ihrer an andern Orten noch harrte, gegeben. Denn, so unglaublich es uns erscheint, es hat in jenen Jahren, wie sich noch zeigen wird, nicht an musikalischen und unmusikalischen Leuten gefehlt, die selbst diesem Unglück gegenüber kleinliche Eifersüchteleien und persönliche Verstimmungen zurückzudrängen nicht imstande waren. In dieser Beziehung erweis sich übrigens gerade Liszt wirklich als große, vornehme Natur. Obgleich er wohl Ursache gehabt hätte, zu grollen und zu schmollen, ist er ritterlich bei jeder sich bietenden Gelegenheit für Robert Schumanns Frau in die Schranken getreten. Und mag uns das Bild, das er damals im 61. Bande der neuen Zeitschrift für Musik von ihr entwirft, „von der sanften, leidenden Sibylle, die, Himmelslüfte atmend, mit der Erde nur noch durch ihre Tränen verbunden bleibt“, die, kurz zuvor „eine liebliche Spielgenossin der Musen“, jetzt als „weihevoll, pflichtgetreue und strenge Priesterin“ erscheint, „mit starrendem, angst-

1854 – 1856.

durchschauertem Blick“\*; der „der heilige Reif“ „die sengenden Narben tief in die Stirn gedrückt“, ekstatisch verzerrt erscheinen, aus seiner Empfindung heraus war diese Huldigung vor der Größe des Leides wahr und echt empfunden.

Auch in Frankfurt hatte das Adagio und Scherzo aus der F-moll-Sonate des jungen Freundes auf dem Programm gestanden, dessen Briefe ihre „einzige Freude waren“. „Ich habe ihm auch oft geschrieben, auch zu meiner Erheiterung immer, denn an Robert kann ich ja nichts von dem schreiben, was mich jetzt bewegt, nicht begleitet sein Geist mich, nicht ist's mir, wenn ich ins Konzert fahre, als gäbe er mir seine Wünsche mit, – schrecklich wehmütig ist's mir dann, und nur das Eine, daß Er, der mir der liebste, treueste Freund, Johannes, an mich denkt, mich mit seinen Wünschen begleitet, das erhebt mich, stärkt mich immer wieder, wenn der Mut zu sinken droht.“

Um so größer war die Freude des Wiedersehens, das, nachdem ein Zusammensein mit Grimm und Joachim in Hannover auf der Rückreise von Frankfurt schon wieder „heimatliche Gefühle“ geweckt hatte, am 7. November in Harburg stattfand, von wo sie gemeinsam die Reise nach Hamburg fortsetzten. Dorthin zog sie das philharmonische Konzert, in dem sie am 13. November spielen sollte, nicht minder aber der lebhafteste Wunsch, die Heimatstadt des Freundes mit seinen Augen neu kennen zu lernen und vor allem die Menschen, die ihm am nächsten standen. Und so sitzt sie denn behaglich bei Brahms' Eltern, „einfachen, aber ehrenwerten Leuten“ am Tisch, „wo ich mich gerade in dieser bürgerlichen Einfachheit so wohl fühle“; sie läßt sich von Johannes seine Bleisoldaten zeigen, „mit denen er als Knabe gespielt, und noch immer sieht er sie mit Freuden an!“, wundert sich dabei doch immer wieder, „wie es möglich, daß Johannes sich unter solchen Verhältnissen so entwickeln konnte, so alles aus sich heraus“; besieht sich Johannes' Lehrer Marxsen mit lebhaftem Interesse, kommt aber zu dem Schlusse,

1854 – 1856.

„Ihn versteht er aber doch nicht“. Und immer wieder bricht die Freude durch, daß sie durch ihn „ordentlich neu wieder auflebt“: „Wie oft, wie täglich danke ich Gott für diesen Freund, den er mir in dieser Zeit schwersten Schicksals sandte, recht wie einen Trostes-Engel.“ Desto weniger gefällt ihr diesmal sonst Hamburg; ist sie reizbarer als sonst, ist's wirklich nicht mehr wie früher? Genug, sie sieht auch an den alten Freunden manches, was ihr nicht gefällt; am wenigsten aber gefällt ihr das Hamburger Publikum als Ganzes. Sowohl über die Aufnahme im philharmonischen Konzert wie in dem 3 Tage später stattfindenden eignen Konzert äußert sich das Tagebuch mit einer Entrüstung, die in ihren kräftigen Ausdrucksformen vielleicht etwas durch des jungen Freundes Beispiel beeinflusst ist, und auch das Altonaer Publikum erhält diesmal die in diesem Zusammenhang bedenkliche Note, es sei „den Hamburgern ähnlich genug.“ Die Hamburger bekamen zu hören u. a. im philharmonischen Konzert das G-dur-Konzert von Beethoven, Schumanns Romanze in D-moll aus Opus 32, „Des Abends“ und „Traumeswirren“ aus den Phantasiestücken (Op. 12), in der Soiree das Quintett und symphonische Etuden, Op. 13 von Schumann, die Altonaer die C-dur-Sonate von Beethoven, und beide das Andante und das Scherzo aus der F-moll-Sonate von Johannes Brahms. Und Clara schreibt nach dem letzten Konzert am 16.:

„Wahrhaftig, solche O . . . . . sind mir noch nicht vorgekommen als hier; es ärgerte mich nur das Gute alles, was ich ihnen spielte . . . . Oh, es ist zum Verzweifeln! müßte ich es nicht, ich täte es wahrhaftig nicht mehr! mag es stolz klingen, aber ich habe vor dem Publikum immer ein Gefühl der Demütigung, fühle unaufhörlich mich und meine Lieblinge verletzt, mit rauhen Händen berührt.“ Otten nennt sie in diesem Zusammenhang „doch von den Musikern hier den gescheitesten“, also frühere Eindrücke bestätigend und zugleich sich darin mit Brahms zusammenfindend. Zu den gern gesehenen Menschen gehört natürlich auch Avé, der ihr diesmal nur

1854 – 1856.

etwas auf die Nerven fällt mit seinem „dem Erhabensten wie dem Kleinsten“ unterschiedslos gespendeten „unbändig nett“ und „wundernett“, und außerdem Grädner, der wie auch Avé wegen seiner freimütigen Anerkennung von Brahms' Bedeutung ihr in günstigerem Licht erscheint als früher.

Eine zweitägige Konzertfahrt nach Lübeck mit Grimm und Brahms brachte wohl eine Unterbrechung, aber nicht eigentlich im guten Sinn. Der steife Ton im Privatverkehr ward drückend empfunden und das Publikum zwar besser als in Hamburg, „aber doch Publikum!“

Tags darauf, am 19. November, schlug auch die Abschiedsstunde von Hamburg. Schweren Herzens nahm sie Abschied von dem Ort, „wo ich die behaglichsten Stunden verlebt! wehmütig machte mich der Abschied von der Frau, deren Sohn meinem Herzen so lieb und teuer geworden; ich dachte für mich, wer weiß, wie lange die gute Frau noch lebt – vielleicht ist's mit einmal beschieden, Mutterstelle an ihm zu vertreten.“

Das nächste Reiseziel war Bremen. Ein Gespräch nach dem Konzert, im Ratskeller mit Roberts altem Freunde Töpken über Joachim und Brahms – sie hatte sein Scherzo auch hier gespielt – bei dem sie, was in Zukunft noch oft geschehen sollte, selbstgefälliger Verständnislosigkeit begegnete, preßt ihr den Seufzer ab: „ach, was sind doch die Menschen dumm und nun gar solche Dilettanten, die sich gleichen Ranges mit Künstlern dünken!“ Im übrigen konnte sie mit der Aufnahme zufrieden sein. Eigentlich wohl aber wurde ihr erst wieder tags darauf in Hannover, wo sie mit Joachim auch Brahms\* wieder erwartete. Der Abend vereinigte die Freunde und das ebenfalls aus Hamburg herübergekommene Ehepaar Grädener zu einem Hauskonzert bei Joachim. Ein Quartett von Grädener

---

\* Wenn Kalbeck, (Brahms I. S. 204) berichtet, Brahms sei in Hamburg geblieben, „weil es ihm am besten fehlte“, so widerspricht dem Claras Tagebuch.

1854 – 1856.

erweckte ihr allerdings nur peinliche Empfindungen, so daß sie es auch nicht über sich gewinnen konnte – zu ihrem eignen Kummer – dem Komponisten und seiner Frau ein freundliches Wort darüber zu sagen. Dagegen berührte sie Roberts A-moll-Quartett „wie Sphärenmusik“, „wie wurde mir da erst wieder so wohl und warm ums Herz. Später spielte Johannes noch sein Trio (H-dur), dem ich nichts wünschte als einen andern ersten Satz, denn ich kann mich mit diesem nicht befreunden, wohl aber finde ich den Anfang herrlich! Der zweite, dritte und vierte Satz sind ganz würdig des genialen Künstlers.“

Bisher war infolge der wesentlich im Westen und Nordwesten sich abspielenden Konzertkampagne, die in kurzen Zwischenpausen am dritten Ort Wiedersehen mit den guten Freunden ermöglichte, das Gefühl des Allein- und Getrenntseins immer schnell wieder ausgelöscht worden.

Jetzt standen härte Prüfungen bevor; am 23. November ging sie zu längerem Aufenthalt nach Berlin, während Brahms wieder nach Hamburg zurückkehrte. Beim Abschied hatte sie ihm zum Trost für ihre künftigen Briefe die Anrede mit „Du“ versprochen, „er hatte mich darum in Hamburg gebeten, und ich konnte es nicht abschlagen, liebe ich ihn doch wie einen Sohn, so innig.“

In Berlin harreten ihrer zunächst die obligaten geschäftlichen Schwierigkeiten wegen Einrichtung der Konzerte, die aber durch eine Vereinbarung mit Friedländer verhältnismäßig schnell und zu ihrer Zufriedenheit beseitigt wurden. Um niemand zur Last zu fallen und auch unabhängig zu sein, hatte sie sich eine eigne Wohnung gemietet, ohne darum des Verkehrs mit ihren nächsten Verwandten zu entbehren; immer und überall aber fehlte „die herrliche Frische“ des Freundes, deren helfender Kraft sie sich gerade in dieser ihr sonst vertrauten und lieben Umgebung bewußt wurde. Eine besondere Genugtuung bereitete sie sich gleich am ersten Tag: aus den Erträgen ihrer bisherigen Konzerte konnte sie

1854 – 1856.

Paul Mendelssohn das ihr seinerzeit angebotene und von ihr angenommene Darlehn zurückzahlen.

Bei der Wahl Berlins als zeitweiligen Aufenthaltsort war aber nicht bloß an eine Reihe, in Berlin selbst – gemeinsam mit Joachim – zu veranstaltender Konzerte gedacht, sondern von vornherein die preußische Hauptstadt als Ausgangspunkt für eine östlich und nördlich gerichtete Konzertfahrt in Aussicht genommen worden.

So war es nicht unerwartet und noch weniger unerwünscht, daß noch ehe hier die Vorbereitungen zu einem eignen Konzert mit Orchester begonnen hatten, eine telegraphische Einladung sie nach Breslau entführte. Um die doppelten Reisekosten zu sparen, fuhr sie allein, bereute es aber sehr bald bitter, denn das Gefühl „furchtbarer Vereinsamung“ ließ sie auf der ganzen Fahrt nicht los, nur zu begreiflich, da wieder der Kleinkram der geschäftlichen Vorbereitungen, vor allem die Suche nach einem Flügel, sie bis unmittelbar vor Beginn des Konzertes in Atem hielt, so daß sie schließlich „todmüde“ war, als sie sich an das Instrument setzte. Freilich hatte sie die Genugtuung, daß ihre Mühe durch einen vollen Saal und ein begeistertes Publikum belohnt wurde, aber eine Botschaft aus Ethenich, die sie gerade an dem Ruhetag zwischen den beiden Konzerten in ihrer völligen Einsamkeit erreichte, schmetterte sie völlig nieder. Zwar Roberts eigene Briefe an sie, an Brahms\*, an Joachim klangen ihr „herrlich“ und „wunderschön“, um so schmerzlicher aber enttäuschte sie der begleitende Brief des Arztes mit der Bemerkung, daß „noch unter Monaten an kein Wiedersehen zu denken sei.“ „Ich wußte gar nicht, wo nur Mut hernehmen, weiter zu arbeiten! und so allein war ich nun hier! Johannes, der Getreue, richtete mich durch einen lieben Brief, den ich gerade heute auch erhielt, wieder etwas auf.“ An freundlichen Menschen fehlte es auch hier nicht; Verwandte von Friedländer, aber „sie haben auch wirklich nur mein Fleisch und Blut,

---

\* Jansen, Briefe, Neue Folge 2. Aufl. S. 402. Nr. 465 und 466.

1854 – 1856.

aber nichts mehr!“ . . . „Trauriger Tagesschluß – mein Freund, Johannes, der Tröster im herbsten Leide, fehlte mir. Wie schwer vermißte ich seinen Zuspruch!“ Auch der rauschende Erfolg, den sie in ihrem zweiten Konzert (am 1. Dezember) fand und gerade auch mit Roberts Konzert erntete, konnte sie nicht trösten. „Aller Mut ist wie gewichen von mir.“

Es war gut, daß sofort nach der Rückkehr die Konzertpflichten – zu denen im weitern Sinne auch viele Besuche bei den Berliner Musikgewaltigen Rellstab, Dorn, Taubert u. a. gehörten – sie ganz in Anspruch nahmen und sie gewaltsam herausrissen.

Am 4. Dezember schon gab sie mit dem Liebigschen Orchester – dessen Dasein gegen die frühern trostlosen Berliner Orchesterzustände einen – freilich für höhere künstlerische Zwecke immer noch bescheidenen – Fortschritt bedeutete, ihr erstes Konzert in der Singakademie. „Ich hatte vorher viel Angst darum und machte dem armen Woldemar (Bargiel) recht das Leben schwer.“ Aber die Mühe wurde belohnt. Für Berlin war es außerordentlich besucht, und der materielle Ertrag, wenn auch nicht glänzend, doch ermutigend für die Zukunft. Die Hauptsache war, daß wieder Föhlung mit dem Publikum gewonnen wurde, und dies gelang mit neuen und alten Programmstücken – mit dem G-dur-Konzert von Beethoven, mit Mendelssohns Variations sérieuses – sofort und ganz.

Seit sie zuletzt in Berlin gewesen, hatte sich auch dort vieles geändert, im Bösen wie im Guten. Die alten Freunde waren zum größten Teil gestorben oder in der Welt zerstreut. Der Mendelssohnsche Kreis war klein und still geworden. Aber Name und Erinnerungen übten doch noch den alten Zauber gerade dort aus wie vordem, und nirgendwo ließ sie sich's so gern wohl sein wie bei den Mendelssohns. „Schöner Abend bei Paul Mendelssohn“, schreibt sie am Tage nach dem Konzert – D-moll-Trio von Felix und D-dur-Trio von Beethoven. Die beiden Söhne von Felix, Paul und Karl, schöne Knaben . . . Beim Nachhausekommen fand

1854 – 1856.

ich einen Lorbeerkrantz auf meinem Bette – woher weiß ich nicht!“ Einen neuen Kreis erschlossen ihr die durch Joachim vor allem vermittelten, mit dem Besuch im Herbst 1854 in Düsseldorf fester geknüpften Beziehungen zu Bettina; sie brachten die persönliche Berührung mit den Grimms. „Trüb gestimmt!“, heißt es am 11. Dezember, „leider auch am Abend bei Gebrüdern Grimm, so daß ich mich gar nicht herausreißen konnte. Grimms prächtige leute. Die Gebrüder Grimm sind die Verfasser der Märchen, und der Sohn des einen, Hermann, ist auch ein bedeutender Dichter, intimer Freund Joachims und, wie man sagt, Bräutigam der Gisela von Arnim. Es ist eine Familie, wie’s wenige gibt, man fühlt sich so frei und behaglich dort – recht künstlerisch ist der ganze Ton dort.“

Und doch hatte sie an diesem Abend eigentlich kaum besondern Anlaß zu trüben Gedanken, denn tags vorher war ihre erste Soiree mit Joachim gewesen und hatte großes Glück gemacht, und die Plagen, die ihr aus den Vorbereitungen erwachsen waren - Sängerrinnennot – hatten sich so schließlich als nicht vergeblich erwiesen, denn der Enthusiasmus war groß gewesen. Joachim und Clara hatten mit der Bachschen Violin-Sonate (A-dur) und der Beethovenschen Sonate (A-dur, Op. 47) begonnen und geschlossen, dazwischen hatte Clara Roberts Symphonische Etuden, wie sie selbst schreibt, mit großem Beifall gespielt, außerdem Brahms, Scherzo und Andante, und ebenso hatte Joachim die G-dur-Romanze von Beethoven und die Ciaconne von Bach „herrlich gespielt.“ Trotzdem kam die trübe Stimmung nicht von ohngefähr. Sie selbst war, trotzdem das Tagebuch nichts darüber schreibt, mit sich selbst im höchsten Grade unzufrieden und sprach ihre Verzweiflung darüber dem treuen Johannes aus. Der aber erwiderte nur am Randel: „Was Sie mir da schreiben von der Schande, die Sie Joachim machen, nicht mehr öffentlich spielen können“, das kann ich hier an der Seite abfertigen: „Es ist reiner Un[sinn]. O! Sie beste der Frauen!“



1854 – 1856.

Damit war dann die Sache abgetan, und die zweite Soiree, am 16. Dezember, die den Berlinern unter andern die D-moll-Sonate von Schumann und die G-dur-Sonate von Beethoven (Op. 30), außerdem von Joachim Bachs Präludium und Fuge für Violine und von Clara Mendelssohns Variationen in B-dur (Op. 83), brachte, verlief denn auch nicht nur zur Begeisterung des Publikums, sondern, was in diesem Falle schwerer war, zur Zufriedenheit der Künstler.

An diesem Abend hatte auch ein Teil des Sternschen Gesangvereins mitgewirkt, der, 1847 begründet, für Clara also etwas Neues war und von ihr als eine wesentliche Bereicherung des Berliner Konzertwesens begrüßt wurde. Ihr persönlich aber bereitete er noch einen ganz besondern, freilich, wie alle Freude in diesen Jahren, mit Wehmut gemischten Genuß: „Am 18. Dezember“, berichtet das Tagebuch, „bei Stern – ‚Requiem für Mignon‘ von Robert, mir vorgesungen, zweimal – das zweite Mal begleitete ich es. Sie sangen es herrlich, und immer mußte ich mit Wehmut des Geliebten gedenken, der es nicht hören konnte und doch der Schöpfer so herrlichster Musik ist.“ Tags zuvor hatte sie in ihrer Wohnung zahlreichen Besuchern, unter ihnen Hans v. Bülow und Radecke, Brahms' Variationen vorgespielt. Die meisten aber wußten nicht recht, was sagen, und Bülow, „an dessen hochnachsigen Wesen ich mich durchaus nicht gewöhnen kann“, fand sie „nicht ästhetisch.“

Mit der dritten Soiree am 20. Dezember – „sehr besucht – unerhört für diese ungünstige Zeit (so kurz vor Weihnachten)! herrliches Programm, nur Bach, Beethoven und Robert\*). Joachim

---

\* von Bach: Präludium und Fuge für Orgel; Bourré und Double, Sarabande und Double für Violine. Andante und Allegro aus der 3. Sonate für Violine; von Beethoven: Sonate (C-dur, Op. 53) für Klavier, Romanze (C-dur) für Violine, Sonate in G-moll (Op. 30) für Klavier und Violine (Op. 73), Romanze aus Op. 28, „In der Nacht“ und „Des Abends“ aus Op. 12.

1854 – 1856.

war so innig beglückt, daß wir Robert mit diesen beiden ausschließlich zusammengebracht; ich war auch recht selig dabei. Joachim spielte ganz herrlich“ – erreichte ihre diesjährige Berliner Konzertreihe ihr Ende, die übrigens zwischendurch durch Ausflüge nach Frankfurt a. O. und Potsdam unterbrochen worden, und in der außerdem die obendrein schon abgehetzte Künstlerin noch die Weihnachtseinkäufe für Kinder und Freunde besorgen mußte. Denn als sie am 21. in Berlin in den Zug stieg, trat sie noch keineswegs die Heimreise an: „Früh 8 Uhr nach Leipzig“, heißt es im Tagebuch, „mit Joachim – Ankunft 2 Uhr; ich fuhr gleich ins Gewandhaus und probierte das Instrument. Gegen 4 Uhr kam ich endlich zu Preußers. Abends Soiree mit Joachim! großer Enthusiasmus. Ein schöner Abend! Vor Beginn des Konzerts glaubte ich kaum, daß ich noch spielen könnte, so furchtbar ermüdet war ich, am Abend aber ging's ganz vortrefflich, und nach dem Konzert hielt ich sogar noch ein Souper bei Preußers aus.“ Nun aber durfte sie sich endlich Ferien gönnen. „22., vormittag 12 Uhr, fuhren wir nach Hannover ab und wollten Joachim und Julius Grimm überraschen, wie es aber so oft geht mit Überraschungen – es mißlang gänzlich. Joachim konnte die beiden nicht mehr auffinden, mußte selbst die Nacht im Hotel bleiben. . . . Erst am Morgen gelang es, der beiden habhaft zu werden. Sie frühstückten bei mir mit Joachim und freuten sich sehr. Von mir will ich gar nicht sprechen! ich hatte mich nach Johannes unendlich gesehnt! nur mit Ihm kann ich so recht über alles, was mein Herz bewegt, sprechen! auch Joachim ist mir ein treuer, lieber Freund, aber Johannes noch mehr.

Nachmittag Abreise nach Düsseldorf mit Johannes und Joachim. Wir trafen abends 10 Uhr, nachdem beide alles getan, mich zu erheitern, auf dieser traurigen Fahrt zum traurigen Feste in Düsseldorf ein. Alle Kinder fand ich wohl – die beiden Freunde wohnten bei mir. Sonntag, den 24., reiste Joachim nach Endenich und kam abends unerwartet zurück; er hatte Robert gesprochen und war selbst

1854 – 1856.

so beglückt, daß er mir die wonnige Nachricht nicht länger als nötig vorenthalten wollte. Er brachte an Joachim einen Brief<sup>(\*)</sup>, und wie merkwürdig, im traulichen liebenden „Du“, ohne daß ich's Ihm von mir mitgeteilt. Ich war von allem furchtbar erregt, und das Sehnen faßte mein ganzes Herz in tiefstem Schmerz und Wehmut. . . . Johannes und Joachim waren gar lieb gegen mich, mein Herz aber war ganz bei Ihm, dem heißgeliebten Manne. . . . Mittwoch, den 27., Brief vom Arzt, daß Joachims Besuch (der erste, den er überhaupt in Zeit von zehn Monaten erhalten) Robert recht heiter gestimmt habe. Wir waren recht froh darüber, und Johannes und Joachim wollten gleich binnen kurzem völlige Genesung sehen, ich aber bin sehr vorsichtig in meinem Hoffen – es geht doch nur ganz Schritt für Schritt und ist wahrhaftig oft in Wochen kaum einer zu sehen! – den 28. Joachim reiste wieder ab. Gestern, heute und Freitag, den 29., brachte ich fast ausschließlich mit Ordnen und Verbrennen vieler Briefe zu, wobei mir Johannes treulich half! Ihm machte das Verbrennen Freude, das „sich krümmen“ so mancher Namen! . . . 30. Dezember, Brief von Robert, beglückend und betrübend zugleich. Silvester, – allein mit Johannes! ich schweige über die Gefühle, mit denen ich das neue Jahr antrat und dies alte schwere, unbeschreiblich unglückliche Jahr hinter mir ließ. Was wird das nächste bringen? Werde ich mein Glück wieder erringen? werde ich es jemals ganz wieder besitzen? Gebe Gott es! –“

Hatte das alte Jahr mit Zweifeln und Fragen geschlossen, so begann das neue mit Hoffnungen und Sorgen, Hoffnungen für andre, Sorgen für sich. Am Neujahrstag wurde das Schmerzenskind mit dem glückbringenden Namen Felix endlich doch, ohne den Vater, getauft. Außer zwei jungen Freundinnen des Hauses, Frl. Bölling und Hartmann, war Brahms Pate. Die Konfession machte es zu Claras Bedauern unmöglich, auch Joachim heranzuziehen.

---

\* Briefe, N. F. 2. Auf. Nr. 467 (S. 403).

1854 – 1856.

Aber schon rüstete sie sich wieder zu neuer Fahrt. Eine Anfang Dezember an sie ergangene Einladung nach Wien hatte sie allerdings wegen der großen Entfernung von Robert, geglaubt ablehnen zu müssen, dagegen hatte sie eine zu gleicher Zeit an sie gerichtete Aufforderung zum Jubiläumskonzert der Rotterdamer »Eruditio Musica« angenommen, mit der Nebenabsicht, damit eine Konzertreise durch die holländischen Städte, wie im vorigen Jahre, zu verbinden.

Und da sie einmal mit Reisegedanken beschäftigt war, so machte sie, zwischen halbgepackten Koffern, am 3. Januar 1855 sich und Joachim die Freude, mit Brahms für 24 Stunden nach Hannover zu fahren, um die Probe von des erstern „Heinrichs-Ouvertüre“ zu hören. Sie bereute es nicht, denn das Werk machte auf sie den tiefsten Eindruck; „es packt einen ganz gewaltig“, faßt das Tagebuch den Gesamteindruck der schönen Stunde zusammen.

Noch eine Freude stand ihr vor der Abreise, die sie, je näher sie rückte, mit banger Sorge vor neuer Trennung und neuem Alleinsein erfüllte, bevor: „Sonntag, den 8. Herrlicher Brief vom Robert\*); – viel über Johannes' zauberische Balladen. Er schreibt so wunderbar schön, wie er es in den gesündesten Tagen nicht schöner konnte. Man meint, er müsse ganz gesund sein. Johannes will zu ihm. Am 11. fuhr Johannes nach Eendenich, kam am Abend wieder und war ganz erfüllt vom Geliebten, den er wohl und heiter angetroffen; Robert hat sich sehr gefreut, ihn zu sehen und ihn herzlich empfangen. Johannes hat ihm seine Balladen und Variationen vorspielen müssen.“

Im Zeichen dieser, wie sich freilich nur zu bald erweisen sollte, trügerischen\*\* Verheißung auf eine baldige entschiedene Genesung

---

\* Briefe, N. F. 2. Auf. Nr. 468 (S. 404).

\*\* Daß Brahms einen wesentlich ungünstigeren Eindruck, den Eindruck, es mit einem noch schwer Kranken zu tun zu haben, von Eendenich mit fortgenommen und Clara „den schlechtern Teil seiner Beobachtungen“ schonend vorenthalten habe, erzählt Kalbeck a. a. O. I. S. 208.

1854 – 1856.

trat sie am 15. Januar die Reise an; der Tag vorher war langen ernsten Gesprächen mit Brahms, der inzwischen in Düsseldorf sein Quartier im Schumannhause aufschlagen sollte, gewidmet gewesen, die wie immer ihr Trost und Beruhigung brachten. „An seinen edlen Gesinnungen, seiner Geistesklarheit kann man sich wahrhaft erheben“, heißt es im Tagebuch.

Der Abschied ward beiden schwerer vielleicht noch als der erste. Und so begab sich's, daß Brahms, nachdem er am 15. sich am Rheindampfschiff, das Clara und ihre Begleiterin, Frl. Schönerstedt, nach Emmerich bringen sollte, von den Reisenden getrennt hatte, zwei Tage später in Rotterdam plötzlich vor der kaum verlassenen Freundin wieder auftauchte. „Erst war ich recht sehr erschrocken, dann aber überließ ich mich der innigsten Freude“, schreibt sie, „denn wohl hatte ich schon gestern und vorgestern recht schmerzlich mein Alleinsein, doppelt im fremden Lande, empfunden.“

Auf diese Weise konnte er, da er bis zum 23. Januar blieb, nicht nur das Festkonzert am 18., in dem Schumanns erste Symphonie aufgeführt wurde und Clara unter andern die Phantasie für Chor und Orchester von Beethoven spielte, mit genießen, sondern auch persönlich Fühlung mit einem Teil ihrer holländischen Freunde, Verhulst an der Spitze, gewinnen, ohne daß jedoch bei dieser ersten Berührung beide Teile Freude daran gehabt hätten, was dann wieder auf Claras Stimmung und auch in der Folge dieser Reise auf ihr Urteil über die Urteilsfähigkeit und musikalische Reife der Holländer entschieden nachteilig einwirkte.

Überhaupt leuchtete ihr diesmal in Holland kein günstiger Stern. Nicht daß man sie nicht überall, in Rotterdam, in Leyden, in Utrecht, Amsterdam, im Haag freundlich, ja mit Begeisterung aufgenommen hätte, wie vor einem Jahre, aber sie selbst stand, zum Teil infolge gemüthlicher Erregungen, zum Teil infolge körperlichen Unwohlseins, beständig unter einem Druck, der sie auch für die Lichtseiten des

1854 – 1856.

gegenwärtigen Aufenthalts wenn nicht blind, so doch weniger empfänglich machte und vor allem immer zu stillen Vergleichen mit der Vergangenheit reizte, bei denen die Gegenwart wohl nicht ganz zu ihrem Rechte kam. In Leyden und im Haag, am 23. und 24. Januar, litt sie vor allem schwer unter körperlichen Beschwerden, und wenn sie auch im letzten Ort ausdrücklich feststellt, „daß trotzdem das Es-dur-Konzert von Beethoven ihr selten so gut gelungen“, so empfand sie am andern Tage, wie bei dem Festkonzert in Rotterdam und vor allem dem Konzert in Utrecht (am 27.), doch schmerzlich ihr Unvermögen, der Schwäche Herr zu werden. „Es mißlang mir sehr, weil ich gänzlich von Kräften war“, schreibt sie aus Utrecht. Hier kamen allerdings noch seelische Erschütterungen hinzu.

Am Abend vorher hatte sie einen Brief von Robert erhalten, „der“, wie sie schreibt, „mich so betrübte, daß ich die ganze Nacht in Tränen zubrachte.“ Nur zu begreiflich, denn dieser an und für sich leidlich und ruhig klingende Brief enthielt als Nachschrift die beängstigende unheimliche Bemerkung: „Meine Clara, mir ist, als stünde mir etwas Fürchterliches bevor. Sehe ich Dich und die Kinder nicht mehr, wie weh!“

„Es ist unglaublich schwer, mit zerrissenem Herzen vor das Publikum zu treten“, heißt es nach dem Utrechter Konzert.

Das Gefühl des Alleinseins steigerte sich bis zur Unerträglichkeit, zumal auch die Briefe des Freundes gerade in dieser Zeit weniger regelmäßig sich einstellten. Dazu allerlei sonstige Verstimmungen, so das beständige Zusammentreffen mit Vieuxtemps, der, an sich als Mensch und als Künstler ihr unsympathisch durch seine Kunstübung ihr unendlich schadete, weil er dem Publikum den Geschmack verdarb. Brahms muß keinen leichten Stand gehabt haben, der reizbaren, in schwarzen Gedanken sich verlierenden Freundin Mut zuzusprechen. Und doch ist er mit stets gleichbleibender Frische und unerschöpflichem Humor immer wieder bestrebt, sie auf andre Gedanken zu bringen. Heute scherzt er harmlos-ironisch über die brief-

1854 – 1856.

lichen „Umarmungen“, mit denen es freilich von Amsterdam bis Düsseldorf gute Wege habe: „Es ist recht ungefährlich und höchst sittsam.“ Ein paar Tage später ein freundschaftlicher Rat. „Nach Berlin werden Sie doch nicht gehen? Ich rede nicht gern herein, weil ich immer fürchte, egoistisch zu scheinen. Aber jetzt bin ich's wirklich nicht; ich meine, das ist zu viel. Das können Sie nicht aushalten. Sie müssen sich ausruhen und auf die englische Reise gefaßt machen. Ich bitte Sie dringend, überlegen Sie es noch sehr, mindestens schreiben Sie noch nicht fest zu!“ Dann wieder harmlose Neckerei und Selbstpersiflage: „Heute mittag sagte ich den Knaben, Sie hätten mir Küsse für sie mitgeschickt, die seien mir entgegengeflogen, daß ich mich ordentlich erschrocken. Da kamen sie denn und holten sie sich. Ich mußte sie aber improvisieren, denn sie waren zu wenig leibhaftig.“ Und auch der große Junge, der Kindskopf, verlangt sein Recht. „Jetzt sind Sie hoffentlich im Bett, und Fräulein Agnes (Schönerstedt) hat wieder die Nachthaube mit dem riesig langen Zipfel auf, der zum Bett heraushängt.“ Und am andern Morgen: „Guten Morgen Vielliebchen. Denken Sie, was ich die Nacht träumte. Ich hätte meine verunglückte Symphonie zu meinem Klavierkonzert benutzt und spielte dieses. Vom ersten Satz und Scherzo und einem Finale, furchtbar schwer und groß. Ich war ganz begeistert. Viel hab ich auch von Ihnen geträumt und Schönes. Grüßen Sie Fräulein Agnes . . . . Sie möchte mir gut sein trotz meiner Neckereien. Ach, jetzt sieht die lange Klunker gerade zum Bett heraus und sieht zu, ob's schon Tag ist, und tut einen Angstschrei, wenn ein Jüngling zur Tür hereintritt (der Klunker). – Jetzt beißen Sie wohl gerade in ein Holländisch-Käse-Butterbrod? Guten Appetit.“

Gerade an demselben Tage hatte Clara ein sehr ernstes Gespräch mit Verhulst über Johannes' Balladen, das, wie sie im Tagebuch schreibt, „mich sehr traurig machte,“ denn wenn nun so einer sagt, er kann nicht warm dabei werden, es sei in den Sachen

1854 – 1856.

nichts, das „unbedingt so sein müssen“, es sei „kein Zusammenhang“ usw. usw., was soll man dann von Laien verlangen.“

Kein Wunder, daß sie froh war, als sie am 8. Februar in Rotterdam unter jubelndem Beifall der Zuhörer mit dem Es-dur-Konzert von Beethoven schließen und tags darauf in den Luft- und Gedankenkreis zurückkehren konnte, in dem allein sie sich wohl und heimatlich fühlte.

Mancherlei Überraschungen harrten ihrer dort; fröhliche und traurige. Am 12. Februar (zwei Tage nach der Rückkehr) meldet das Tagebuch: „sandte uns Joachim ganz wunderbare Variationen für Klavier und Viola. Groß und innig – ein Meisterwerk, eines Beethoven würdig! – Johannes spielte mir Kanons und Giges von sich vor; er kann doch alles, was er will!“, aber am 13.: „Brief vom Arzt! Robert glaubt oft Musik zu hören, wie entmutigend ist das, wenn man immer wieder mit seinen Hoffnungen zurückgeworfen wird!“

Doch zum Besinnen und Träumen ließ das Leben keine Zeit: „Montag, den 19., mußte ich schon wieder hinaus in die Weite.“

Trotz der Abmahnungen des Freundes glaubte sie sich keine Ruhe gönnen zu dürfen, sondern die Zeit und Gelegenheit wahrnehmen und bindende Zusagen, die sie im Dezember sowohl Joachim wie den Berliner Freunden wegen einer Fortsetzung der erfolgreichen Konzertfahrt gegeben, halten zu müssen, galt es doch, für Mann und Kinder zu sorgen.

Diesmal wußte Robert von ihrem Vorhaben, und in ein von Brahms zu diesem Zwecke ihr geschenktes „Gedächtnisbuch“ wollte sie dem Geliebten „aus jeder Stadt, in der sie gewelt, eine Blume weihen.“ Es sollte ihm später eine Freude sein. Er hat es nie gesehen!

Die erste Station war natürlich, wenn auch nicht zu Konzertzwecken, Hannover, aber diesmal nahm sie keinen ungetrübten Eindruck von dort mit fort, infolge eines Wiedersehens mit Jenny Lind, bei der sie mit ihrer geliebten Freundin ziemlich hart anein-



1854 – 1856.

ander geriet, weil diese von Brahms' Variationen nichts wissen wollte und von „verkehrter Richtung“ sprach.

In Berlin, wo sie diesmal bei dem jung verheirateten Ehepaar Friedländer ihr Quartier aufschlug, harrte ihrer schwere Arbeit. Es war eine große Rundfahrt mit Joachim nach Nordosten geplant, die nun, da Joachim im letzten Augenblick sich nicht für die erforderliche lange Zeit frei machen konnte, so gut wie ganz ins Wasser fiel; und wenig erfreulich schien sich auch zunächst die erste Fahrt zu gestalten, deren Ziel Danzig war. Bei Reinicks Witwe und im Behrendschen Kreise fand sie zwar herzlichste Aufnahme, aber die „Flügelnöte“ verleideten ihr hier, wie so oft, den Aufenthalt. „Nie spielte ich auf solchem Instrument!“ heißt es nach dem ersten Konzert, „Joachim, wie er immer so liebenswürdig gegen mich ist, so auch als Kollege, Konzert-Leidens-Gefährte!“

In den schweren Erinnerungstagen – es ward ein Jahr, seit Robert nach Eendenich gebracht war – empfand sie überhaupt die Nähe dieses Freundes als einen besondern Trost wohltuend. „Welch ein seltner Mensch dieser Joachim, voller Edelsinn als Mensch wie als Künstler!“ „Ein Jahr heute“, heißt's am 4. März, „daß Robert nach Eendenich abreiste. Ich war am Morgen sehr traurig, als ich aber hinaus kam und die Sonne so herrlich schien, da war mir's, als spräche Johannes tröstend zu mir.“ Überhaupt gestaltete sich auch in Danzig alles schließlich viel freundlicher und lichter, wenn ihr auch die Wolke von Trauer, die über dem Hause ihrer Gastfreunde lag, oft das Atmen schwer machte. Die zwei Konzerte fanden großen Beifall, und mit herrlichen Blumen überschüttet nahm sie von schnell gewonnenen Freunden am Bahnhof schließlich am 7. März Abschied.

In Berlin rief sie beide sofort die Pflicht wieder in den Konzertsaal, da sie in dem Konzert des Sternschen Gesangvereins – Clara mit der Phantasie für Piano, Chor und Orchester von Beethoven – am 8. mitzuwirken hatten. Eine eigentümliche Ent-

1854 – 1856.

deckung glaubte Clara übrigens an diesen Abend zu machen. Mendelssohns Violinkonzert, von Joachim gespielt, übte auf sie zum ersten Male nicht mehr den alten Zauber aus, und Trauer erfüllte sie über dies anscheinend so schnelle Veralten. In diesem Falle aber lag die geringere Wirkung doch wohl mehr an einer momentanen ungünstigen Stimmung und auch daran, daß Joachim zufällig nicht so mit Lust spielte wie sonst. Dieser Konzertabend bedeutete zugleich die Trennung von Joachim, der noch am selben Abend nach Hannover zurückmußte, so daß ein bereits dreimal verschobenes Konzert, das sie mit ihm zusammen geben wollte, ebenfalls ausfiel. Ihr war's nicht unlieb, sie fühlte doch die Anstrengungen sehr und hatte unter dem Eindruck des Nachlassens der notwendigen Frische sowohl die englische Reise für dies Jahr aufgegeben wie ein ebenfalls noch geplantes Konzert in Leipzig.

Aber eigentliche Rast gönnte sie sich damit keineswegs, vielmehr rüstete sie, nachdem sie in einem Wohltätigkeitskonzert am 10. März sich selbst darüber gefreut hatte, wie gut ihr Beethovens Sonate Op. 101 gelungen, und außerdem an der Wiedergabe von Roberts „Requiem für Mignon“ durch den Domchor sich erbaut hatte, sich unmittelbar danach zu einer Reise, die als eine Erholungsreise jedenfalls nicht angesehen werden konnte, einer Konzertfahrt nach Pommern, und zwar allein, – ein in jeder Beziehung verwegenes Unternehmen, das sie denn auch in vielen verzweiflungsvollen Stunden bitter bereute, an manchen Stationen allerdings mit der wunderbaren Elastizität ihrer Stahlfedernatur wieder humoristisch aufzufassen fähig war.

Es war doch eine andre Welt, als sie sie eigentlich gewöhnt war, dies Pommern im Märzschnee von 1855.

Seltsame Kontraste zwischen steifer, aufgeputzter Unnatur, Schale ohne Inhalt, sie bei den „reichsten Leuten in Pommern“, die ihr in Greifswald Gastfreundschaft erwiesen, „daß mir's ganz ungemütlich wurde“, und behaglichst gemütlichen, musikalisch empfänglichen Bürgerpublikum in Stralsund, und vor allem dem animierten

1854 – 1856.

wesentlich aus Gutsbesitzern bestehenden Publikum in Grimmen, wo im Hause des gastfreundlichen Bürgermeisters beim Abendessen ein Strauß Pomeranzen „mit spaßigen Andeutungen“ überreicht wird, und Clara in der folgenden Nacht, im Zimmer des Hausherrn, das voll Büchern, Statuen und chemischen Instrumenten steckt, sich mit der Vorstellung quält, „daß alle Schriftsteller aus ihren Büchern heraussteigen könnten.“ Das Seltsamste und Lustigste aber war wohl die Fahrt nach Bergen, auf eine Einladung des dortigen Kreisgerichtsdirektors Eckenbrecher, wenn sie auch pekuniär so gut wie nichts ergab, doch ein Abenteuer nicht ohne Reiz. Zunächst die Fahrt im Schlitten über das Eis des Sundes zwischen Rügen und dem Festland; „dann in einem wahren Holzkasten nach Bergen, wo wir – treuer Begleiter auf dieser pommerschen Irrfahrt war ihr der Stralsunder Musikdirektor mit dem auf dieser Umwelt so wundervoll abgestimmten Namen Bratfisch – um 6 Uhr ankamen; ich gänzlich zerschlagen, denn der Weg war furchtbar. Die Soiree (man hatte mich nicht mehr erwartet) war im Hause des Dr. Eckenbrecher, bei dem ich wohnte, und begann  $\frac{1}{2}$  8 Uhr. Ich spielte fast allein, Dr. Eckenbrecher sang einige Lieder. Nach der Soiree waren noch viele bei meinem Wirt zusammen, ich war aber so angegriffen, daß mich ein förmlicher Weinkampf überfiel und ich zu Bett mußte. Es tat mir leid für die so liebenswürdigen Leute, die mir gern Gutes getan hätten. Morgens brachten mir einige ein Ständchen und sangen sehr hübsch, wir frühstückten dann noch zusammen, und nachdem fuhr ich mit Bratfisch . . . nach Stralsund.“ In Stralsund wird noch am selben Vormittag ein Instrument gesucht, im Saal in vollkommen durchnässten Kleidern geprobt und am Abend das zweite Konzert gegeben, wobei die selbst sehr gut gestimmte Künstlerin dem dankbaren glücklichen Publikum die C-dur-Sonate von Beethoven als Zugabe spielt!

Damit hatte diese abenteuerliche Reise ihr Ende erreicht, über Rostock kehrte sie am 20. nach Berlin zurück und fuhr mit kurzer

1854 – 1856.

Rast weiter nach Düsseldorf, wo sie am 22. März wieder eintraf. „Ich kann’s gar nicht sagen, wie glücklich ich war, den geliebten Freund endlich wiederzusehen. . . . Er ist ja mein Halt, meine Stütze, ohne ihn schwindet mir der Mut immer mehr. Robert, mein heißgeliebter Mann, überraschte mich mit einem lieben Brief als Willkomm wieder zu Haus.“

„Ruhetage!“ meldet das Tagebuch mit einem vielsagenden Ausrufungszeichen; wie es schien, auch Freudentage: „Mit Johannes theoretische Studien begonnen, ein „herrlicher Brief“ von Robert an Johannes und ein Brief [an Brahms] von Joachim: „miete!!!“, d. h. er kommt, um hier einige Zeit zu bleiben“; auch der immer so besonders ersehnte musikalische Monatsschluß fehlt nicht: 31. März. Johannes spielt mir immer Herrliches wunderbar schön vor, so heute die H-dur-Phantasie von Beethoven, die ich gar nicht kannte. Er selbst hat mehrere Sarabanden, Gavotten und Gigues gemacht, die mich entzücken.“ Und nicht minder ein musikalischer Monatsanfang: „Sonntag, den 1. April, fuhr ich mit Johannes nach Köln, das riesigste aller Werke, die Missa Solemnis von Beethoven zu hören. Es überwältigte uns ganz und gar, und wahrhaftig, es ist Musik, wie von einem Gott für keine Menschen, sondern für Götter geschrieben, denn kaum faßt man es. Montag, den 2., besah ich mit Joh. den Dom, und uns beiden fiel zu gleicher Zeit ein, wie die Messe in ihrer Größe und Kunst wohl diesem Dome zu vergleichen sei, der einem auch wie von Göttern gebaut erscheint.“

„Doch uns ist gegeben, auf keiner Stätte zu ruhn!“

Ein Besuch, den Brahms am selben Tage in Eindhoven abstattete, brachte nicht nur durch die Erzählungen, sondern besonders durch die erneute Bestätigung, daß Schumann darauf dringe, Eindhoven zu verlassen, Unruhe und Schatten. Sie selbst hatte den einsamen Tag genutzt, eine Romanze für den nahen Geburtstag des Freundes zu komponieren: „Sie ist aber recht traurig in der Stimmung; ich war’s so sehr, als ich sie schrieb.“

1854 – 1856.

War es die Sehnsucht, auf andre Gedanken zu kommen, oder stak ihr die Reiseunruhe doch noch zu sehr im Blute – sie ist Zeit ihres Lebens, auch wenn sie gelegentlich darüber klagte, gern auf Reisen gewesen – genug, der Monat ging nicht zu Ende, ohne daß wieder die Koffer gepackt wurden. Einmal freilich wurden die schon halbgepackten Koffer wieder ausgepackt, es galt der Genoveva-Aufführung in Weimar, zu der Liszt herzlich eingeladen hatte; im letzten Augenblick gab man's jedoch als „zu kostspielig“ auf. Dagegen wurde eine Woche später ein plötzlich gefaßter Reiseentschluß auch ausgeführt: In Hamburg führte Otten den „Manfred“ auf, und diese Aussicht war zu verlockend, als daß die Kosten (allerdings fuhr man 3. Klasse) dabei hätten eine Rolle spielen dürfen. Am 19. April fuhr sie mit Brahms über Hannover nach Hamburg und wohnte – zum erstenmal bei Brahms' Eltern. Die Aufführung, die am 21. stattfand und der die Ouvertüre zur „Braut von Messina“ voranging, ergriff sie aufs tiefste, auch die Ausführung befriedigte. Und um den erhebenden Eindruck – „es war ein Genuß, wie ich ihn selten im Leben gehabt“, – noch recht harmonisch ausklingen zu lassen, erhielt sie am folgenden Tag „den schönsten aller Briefe“ von Robert. „Er schreibt ganz erfreut von Bettinas Besuch, ferner, daß er Joachims Heinrich-Ouvertüre à 4 m. setzen wolle, daß er viel arbeite usw. usw. Ich war recht glücklich darüber, soviel es eben möglich ist, zu sein, wo ich Ihn nicht habe. . . . Bei Johannes' Eltern befand ich mich doch recht behaglich. – Die Frau ist so prächtig! Sie gibt's, wie sie's hat, so einfach gemütlich, macht gar kein Hin- und Herredens, und so hab ich's am liebsten.“ Doppelt wohlthuend empfand sie wohl diese echte schlichte Vollnatur im Gegensatz zu manchen aus den hochgebildeten musikalischen Kreisen, unter denen namentlich eine Dame mit ihrem „Himmeln“ und „Hinschmelzen in Musikwonnen“ sie förmlich entrüstet: „Wenn nur die Leute nicht immer dächten, daß sie sprechen müßten. Wer nichts Gescheites zu sagen weiß nach herrlicher Musik, der halte doch

1854 – 1856.

lieber das Maul!“ Besonders erwünscht aber war ihr bei dieser Gelegenheit, bei Johannes' Eltern manche falsche Ansichten und Vorurteile zerstreuen zu können, deren Ursprung sie wohl nicht ohne Grund auf seinen alten Lehrer Marxsen, „der das Künstlerleben von der materiellsten Seite erfaßt,“ glaubte zurückführen zu dürfen. „Wie kann es mir so leid tun, Johannes gerade von den Seinigen am wenigsten verstanden zu sehen! Mutter und Schwester ahnen nur das Außerordentliche in Ihm, aber Vater und Bruder können nicht einmal das.“

Der am 24. höchst befriedigt, nicht zum wenigsten auch durch einen musikalischen Abend bei Joachim auf der Rückreise, Heimkehrenden ward freilich schnell wieder das Auge getrübt durch Nachrichten vom Arzt aus Eendenich, der die fieberhaft gesteigerte Arbeitslust als ein keineswegs günstiges Symptom gelten lassen wollte. „Bitte doch der Arzt einen Freund um ihn“, schreibt Clara. Sie ahnte nicht, daß weder Freund noch Arzt mehr Linderung oder gar Heilung zu bringen vermochte.

Zu ihren eignen Sorgen kam in diesen Wochen besonders auch die Sorge um die Zukunft des Freundes hinzu. Schon nach Berlin hatte er ihr im Februar geschrieben: „Wenn Ihnen etwas daran liegen sollte, so hüten Sie vor allem, daß ich nicht einmal plötzlich nach Hamburg durchgehe, oft denke ich ernstlich daran, wenn ich mich zu sehr über meine Verhältnisse ärgere. Aber wie hielt ich's denn auch aus ohne Sie alle! Es ist doch auch nicht die geringste Aussicht, daß ich noch irgend welche Stunde hier bekomme. . . . Wie soll's werden!“

Und seitdem war es sicher nicht besser geworden. Die Düsseldorfer Musikdirektorstelle, die man bis dahin immer noch für Schumann offen gehalten, und für die Schumann zunächst an Brahms gedacht hatte, war inzwischen, was keinen Kenner der Verhältnisse übrigens irgendwie überraschen konnte, Tausch zugefallen, und damit diese still und heiß gehegte Hoffnung begraben. Und während Schu-

1854 – 1856.

manns Nachfolger so Gelegenheit geboten war, in seinen Quartett-abenden ein Quartett seines Vorgängers, wie Brahms es ausdrückt, „den Instrumenten abzuzwingen“ – „Es ist etwas Trauriges“, schreibt er darüber an Clara, „solche Quälereien anzuhören, weder Instrumente noch Noten wollen es sich gefallen lassen; diese wollen schon im ersten Satz davonlaufen, und jene zanken und schreien oft jämmerlich“\* – ging Johannes Brahms in demselben Düsseldorf umher, vergeblich bemüht, Gelegenheit zu erhalten, „Dilettanten abzurichten“, d. h. Klavierstunden zu bekommen.

Und wie gesagt, auch das Frühjahr hatte keine Besserung in dieser Hinsicht gebracht. „Die kleine Arnold aus Elberfeld“, schreibt Clara Mitte April traurig, „nimmt jetzt bei Johannes Theorieunterricht.“ Könnte ich ihm doch mehr Schülerinnen verschaffen – der Arme hat doch rechtes Leiden, daß er trotz aller Bemühungen nichts verdienen kann. Ich suche ihn zu trösten, soviel ich kann, es kommt schon auch wieder besser! Mit Verlegen von Werken ist jetzt gar schlimme Zeit! Die Verleger haben kein Geld, durch den unglückseligen Krieg mit Rußland stocken alle Geschäfte; ein jeder klagt, und selbst wir Hausfrauen empfinden dies bitter durch die furchtbare Teuerung, die fast alle Preise verdoppelt gegen sonst.“

Trotz all dieser Wolken am Himmel wurde des Freundes 22. Geburtstag am 7. Mai im Schumannhause als ein rechter Festtag gefeiert: „Er genoß ihn recht mit heiterstem Sinne“, schreibt Clara, „daß ich mir ordentlich mit jünger geworden erschien, denn er zog mich mit in den Strudel seines Humors, und seit Roberts Krankheit verlebte ich doch keinen so heitern Tag, obgleich ich am Morgen einige Zeilen von Robert erhielt, die mich sehr beunruhigten, da er mich auf einen Brief bis übermorgen verweist, aber von unruhigen Tagen, die er gehabt, spricht. Johannes

---

\* Über eine Aufführung der vierten Symphonie von Schumann im März heißt es: „Frl. Leser hat sich bemüht, bei der Symphonie begeistert zu werden; es wollte aber nicht gehen; ich hab's weiter gar nicht versucht.“

1854 – 1856.

ließ mich meiner Unruhe nicht nachhängen! An ihn schickte Robert die Original-Partitur der Braut von Messina-Ouvertüre mit einigen sehr lieben Worten. Ich schenkte ihm außer einem Dante und Ariost, Roberts und seiner Mutter und Schwester Photographie. Joachim kam am Nachmittag, um Johannes' Freude noch voll zu machen.“

Aber auch diesmal folgte der Freude die Enttäuschung und Ernüchterung auf der Spur.

Schon am folgenden Tag kam aus Eendenich ein Brief des Arztes, der die durch Roberts an Clara gerichtete Zeilen geweckten Befürchtungen nur zu sehr bestätigte: „Schlimme Nachrichten. Robert hat unruhige Tag, Mangel an Schlaf und spricht wieder von Stimmen. Ach, er hat sich zuviel mit Arbeiten angestrengt! ich habe auch den versprochenen Brief nicht erhalten!“

Sie sollte ihn nie erhalten; die an Brahms' Geburtstag erhaltenen Zeilen sollten die letzten bleiben, die er an sie richtete. Sie mögen hier Platz finden:

Liebe Clara!

Am 1. Mai sandte ich Dir einen Frühlingsboten; die folgenden Tage waren aber sehr unruhige; Du erfährst aus meinem Brief, den Du bis übermorgen erhältst, mehr. Es wehet ein Schatten darin, aber was er sonst enthält, das wird Dich, meine Holde, erfreuen.

Den Geburtstag unseres Geliebten wußt' ich nicht; darum muß ich die Flügel anlegen, daß die Sendung doch morgen mit der Partitur ankommt.

Die Zeichnung von Felix Mendelssohn hab' ich beigelegt, daß Du [sie] doch ins Album legtest. Ein unschätzbares Andenken!

Leb wohl, Du Liebe!

Dein

Robert.“

5. Mai – –

Die Schriftzüge sind, wie überhaupt die meisten Briefe aus der Krankheit, gegen früher auffallend klar und deutlich und dabei durch-



1854 – 1856.

aus im Charakter der Handschrift. Und doch gilt, wie von dem nicht mehr abgeschickten Briefe, von diesem Blatt und allen vorangehenden Grüßen: „Es wehet ein Schatten darin.“ Man kann ihn nicht fassen, nicht mit Händen greifen, aber er ist da!

In diesen Sorgen und Schmerzen brachte Mitte Mai ein Brief Bettinas, die schon seit einigen Wochen in Bonn weilte, eine neue, die Seelenpein ebenso furchtbar wie unnötig steigernde Verschärfung.

„Liebe Freundin“, schrieb sie, „durch Ihre Vermittelung habe ich Herrn Schumann zu sehen verlangt. Durch einen öden Hof und ein ödes Haus ohne Lebenszeichen kamen wir in ein leeres Zimmer . . . Hier harrten wir des Arztes, der endlich erschien und eine Weile mit Reden uns aufhielt. Ich drang darauf, Ihren lieben Mann zu sehen, so führte er uns wieder durch öde Gänge in ein zweites Haus, worin es so stille war, daß man eine Maus hätte laufen hören können. Hier stellte er uns ein Frl. Reumont vor und ließ uns allein mit ihr, nach geraumer Zeit kam er, um zu melden, daß Herr Schumann nicht in seiner Wohnung, sondern in Gegenwart des Frl. Reumont uns zu sprechen wünsche. Nachdem eine Stunde verflossen war, kam er, ich eilte ihm entgegen, die Freude erglänzte auf seinem Antlitz, uns zu sehen; während Gisela mit Frl. v. Reumont auf dem Hofe sich unterhielt, sagte er mir mit Worten, die er nur mit Mühe aussprechen konnte, das Sprechen sei ihm immer schwer geworden, und nun er seit länger als einem Jahr mit niemand mehr rede, habe dies Übel noch zugenommen. Er unterhielt [sich] über alles, was ihm Interessantes im Leben begegnete, über Wien, über Petersburg und London, über Sizilien, über Brahms' und Woldemars Werke, über Joachims Genius seiner Compositionen, welcher den seiner Virtuosität weit überflügelte, kurz, er sprach über alles unausgesetzt, was ihn je freudig erregt hatte, und obschon Frl. Reumont uns Gelegenheit anbot zum Aufbrechen, nahm ich die Zeit mir wieder, die man mich hatte verlieren lassen. Gerecht

1854 – 1856.

und gütig, voll liebendem Feuer für seine Schüler, durch sein Anerkentnis den Reiz der Begeisterung in ihnen erhaltend, ist er einzig angestrengt, sich selbst zu beherrschen, allein, wie schwer wird ihm dies, wo er von allem, was ihm heilsam und ermunternd sein könnte, geschieden bleibt? Man erkennt deutlich, daß sein überraschendes Übel nur ein nervöser Anfall war, der sich schneller hätte beenden lassen, hätte man ihn besser verstanden oder auch nur geahnt, was sein Inneres berührt; allein dies ist bei Herrn Richarz nicht der Fall, er ist ein Hypochonder . . . der eher Schumann Seelenadel nicht so wohl versteht, als ihn für ein Zeichen seiner Krankheit annimmt. Ich höre mit Freuden; daß Sie ihn recht bald wieder im Kreis seiner Familie erwarten, doch Sie werden wohl auch den Wunsch haben, ihn vor aller zu heftigen Erschütterung zu hüten, und diese Rückkehr zu den Seinigen, die seine ganze Sehnsucht erfüllt, könnte leicht zu stark auf ihn wirken, da er bisher ohne Teilnahme war; ich habe darüber nachgedacht, vielleicht ließe sich's zuvörderst vermitteln, ihn mit einigen seiner Kinder zusammen zu bringen, wo er auch Musik hören könnte, ich werde darüber dem Joachim schreiben.“

Dieser gut gemeinte, aber wenigstens in seinen Urteilen über die Anstalt, den Charakter von Schumanns Leiden geradezu unverantwortliche Brief – der typische Fall des gebildeten Laien, der nach oberflächlichen Eindrücken, die zudem für den unbefangenen Leser gerade das Gegenteil von dem beweisen, was sie sollen, sich ein Urteil anmaßt – erregte natürlich in Claras Seele die peinlichsten, quälendsten Empfindungen. Auf ihren Wunsch fuhr Joachim sofort nach Bonn und berichtete ihr nach seiner Rückkehr, was zu erwarten war, daß Schumann sehr erregt sei, und daß die Ärzte durchaus nicht dafür seien, jetzt einen Aufenthaltswechsel eintreten zu lassen. So war er, vor allem durch seine im Gegensatz zu Bettinas gewaltsamer Tonart besonders wohltuende Ruhe und Besonnenheit, mit der er auch andre, durch den Brief geweckte Befürchtungen

1854 – 1856.

und Zweifel über den Direktor der Anstalt und seine Ansicht von Roberts Zustand zu zerstreuen wußte, verhältnismäßig leicht imstande, diesen freundschaftlichen Mißgriff einigermaßen wenigstens zu paralisieren. Eine Zusammenkunft Clara mit Dr. Richarz in Brühl wenige Tage später, bei der dieser ihr ruhig und sachlich seine Meinung sowohl über den bisherigen Verlauf der Krankheit wie seine Vermutungen über die Zukunft mitteilte, trug zur weitem vorläufigen Beruhigung bei; namentlich dadurch, daß er auch jetzt noch an einer endlichen Genesung festhielt und den augenblicklichen, weniger guten Zustand nicht als einen „Rückschritt“, sondern als einen „Aufenthalt in der Genesung“ angesehen wissen wolle. Freilich fielen mit seiner Entscheidung, daß diese „im günstigsten Falle“ nicht vor dem Winter erwartet werden dürfe, und daß auch dann zunächst die allerruhigste Umgebung für ihn geboten sei, ihre Pläne für den Winter, ihren Aufenthalt nach Berlin zu verlegen und ihm dort die neue Heimat aufzubauen, in sich zusammen.

Die Tage des Düsseldorfer Musikfestes, mit einer Aufführung der „Peri“ und der Lind als Peri, die nicht nur das ganze musikkundige und musikfreudige Rheinland, sondern aus ganz Deutschland und über seine Grenzen hinaus Musiker und Musikfreunde in der Düsseldorf vereinigten, waren unter diesen Verhältnissen für Clara alles eher als eine Auffrischung. Denn jedes bekannte Gesicht, das auftauchte, jede Freude des Wiedersehens mit alten Freunden – Grimm und Grädener wohnten bei ihr – ward beschattet durch die Erinnerungen an die Vergangenheit, und vor allem die Vergleiche mit dem letzten Musikfeste vor drei Jahren, wo der Geliebte scheinbar noch in voller schöpferischer Kraft den Mittelpunkt des ganzen festlichen Treibens gebildet hatte. Und auch sonst klangen Dissonanzen an.

Mit Jenny Lind wollte sich der alte herzliche Ton nicht wieder finden, der Gegensatz ihrer künstlerischen Anschauungen, besonders über Brahms, verschärfte sich mehr und mehr. Und Liszt, der

1854 – 1856.

wie immer ihr strahlend lebenswürdig, ritterlich und in jeder Beziehung entgegenkommend gegenübertrat, hatte auch diesmal wieder das Schicksal, sie durch seine bestgemeinten Aufmerksamkeiten zu verstimmen und zu erregen. So ließ er bei einer von Clara am Tag nach dem Musikfeste veranstalteten Hausmusik, die sie selbst mit Joachim mit Roberts D-moll-Sonate eröffnet hatte, es sich nicht nehmen, mit ihr die Genoveva-Ouvertüre zu spielen. „Das war aber so schauderhaft, daß ich meinem Herzen nur in Tränen Luft machen konnte. Wie schlug er auf das Instrument, welch ein Tempo nahm er; – ich war außer mir, daß in diesen, durch Ihn, den teuren Komponisten, geheiligten Räumen sein Werk so entweiht werden durfte. Liszt spielte darauf, wieder ebenso schrecklich, Bachs chromatische Phantasie; und hatte er mir einesteils alle Freude am Musizieren heute benommen, so fühlte ich doch jetzt den unwiderstehlichsten Drang, einen gesunden Ton zu hören und würdiger mit Roberts symphonischen Etuden zu beschließen, die mir wie selten gelangen; ich fühlte mich mehr denn je davon begeistert.“

Wie sie sich hier so durch ihre Kunst selbst die innere Freiheit und Freudigkeit wiedererkämpfte, so brachte ihr auch das Musikfest selbst Stunden tiefer, großer Freudigkeit in der Auf-führung der „Peri“. „Die Lind“, heißt es im Tagebuch darüber, „wunderbar poetisch – die herrlichste Peri, die man sich denken kann. Welcher Zauber liegt schon in dem verschiedenen Charakter ihrer Stimme. Das Sehnsüchtige der Peri; dann am Schluß die Wonne, es kann nicht schöner gedacht werden, als sie es gab! Wie sang sie den Schlafchor, es rührte einen bis ins Innerste; ach, hättest du, mein Robert, das hören können! . . . Und der Schöpfer dieses Werkes und so vieler herrlicher bist du, mein Robert, mein über alles Geliebter, und wie mußt du es büßen, daß du so Herrliches schufest.“

Unter den Musikfestgästen hatten sich auch drei junge Prinzessinnen von Lippe aus Detmold befunden, sie hatten Clara aufgesucht und

1854 – 1856.

dabei den Wunsch geäußert, sie möge auf einige Wochen nach Detmold kommen, um dort der Prinzessin Friderike einige Stunden zu geben. In der zweiten Juniwoche ward dieser Wunsch von Detmold aus, in der Form einer offiziellen Anfrage und mit der Bitte, ihre Bedingungen zu stellen, wiederholt. Nicht leichten Herzens ging Clara darauf ein. Der Gedanke an die Trennung von den Freunden Brahms und Joachim, mit denen sie gerade in den letzten Wochen sich auch musikalisch so recht eingelebt hatte, und die unbestimmte Furcht vor unbekanntem Verhältnissen sprachen dagegen; aber da man in Detmold ihre Bedingungen in liberalster Weise bewilligte, hielt sie es doch für ihre Pflicht, das Anerbieten nicht auszuschlagen, und trat am 15. Juni, diesmal in Begleitung von Frl. Wittgenstein die Reise an den Hof an. „Schlimmer Tag . . . . wie wird mir die Trennung von Johannes schwer. Wie mit ganzer Seele hänge ich an dem Freunde! wie mächtig fühle ich das immer, wenn ich mich von Ihm trennen muß.“

Aber sie hatte den Schritt nicht zu bereuen, und wenn auch in den nun folgenden 14 Tagen die Sehnsucht nach dem mit Joachim in Düsseldorf zurückgebliebenen Freunde nicht schlummerte, sie empfand es doch jeden Tag, daß sie es gut getroffen, und daß man es hier schon eine Weile aushalten könne. Anmutige Gegend, behagliches Wohnen und der tägliche Verkehr mit vornehmen, lebenswürdigen und für Kunstgenuß empfänglichen und dankbaren Menschen wirkten harmonisch zusammen.

In der Prinzessin, ihrer Schülerin, fand sie „eine Dilettantin, wie man sie unter Prinzessinnen so leicht wohl nicht findet, und in deren Mutter, der Mutter des regierenden Fürsten, „eine prächtige Frau, voller Herzengüte und recht musikalisch, so daß ich sie wirklich gern über Musik sprechen hörte.“ Vor allem trug das lebendige Interesse des regierenden Fürsten für Musik, das sich sowohl im täglichen Verkehr wie in den musikalischen Veranstaltungen während ihrer Anwesenheit bekundete, dazu bei, ihr über das an-

1854 – 1856.

fänglich fast unerträgliche Gefühl der Vereinsamung und des Verlassenseins hinwegzuhelfen. „Man trägt mich wahrhaft auf Händen und zeigt mir eine Teilnahme mit meinem Geschick, die mich oft zu Tränen rührt, besonders die Fürstin Mutter.“ „Ich spiele täglich am Nachmittag vor, da kommen dann die Herrschaften zu mir“, berichtet das Tagebuch. Ein musikalischer Abend im Schlosse, wenige Tage nach ihrer Ankunft, bei dem sie das Es-dur-Konzert von Beethoven spielte, erweckte ihr auch einen nicht ungünstigen Eindruck von den Leistungen der Kapelle. „Die Gesellschaft war klein.“ Eine zarte Rücksicht des Fürsten, weil sie ein Konzert im Theater geben wollte! Zu diesem Konzert selbst ward ihr mit fürstlicher Freigiebigkeit Theater, Beleuchtung und Orchester zur Verfügung gestellt. Eine besondere Überraschung aber bereitete ihr der Fürst dadurch, daß er während dieser Zeit Joachim zu zweimaligem Spiel einlud und dadurch nicht nur Gelegenheit bot zu ein paar für Hörer wie Ausübende gleich genußreichen musikalischen Abenden, sondern vor allem auch Clara durch den Gedankenaustausch mit dem treuen Freunde eine große Freude bereitete. Die letzte Stunde (am 1. Juli) endete auf beiden Seiten unter Tränen. „Ich kann wohl sagen, daß ich mit Wehmut von Menschen scheidet, die mir mit solcher Herzlichkeit entgegenkommen.“

Auf der einsamen, schönen Fahrt durch den Teutoburger Wald, deren schon früher gedacht wurde, eilten trotzdem die Gedanken in sehnsüchtiger Freude dem in Düsseldorf ihrer harrenden Freunde entgegen. Mit ihm vertiefte sie sich nach der Rückkehr zunächst mit ungeheurem Lustgefühl in das Lisztsche Arrangement der 9. Symphonie. „Das klang ganz herrlich“, heißt es, „die nächsten Tage spielten wir sie täglich und mit wahrer Wonne.“ Ein Besuch Wilhelm Grimms mit seinem Sohn Hermann in der zweiten Juliwoche gab Anlaß zu einem schönen musikalischen Abend, an dem Brahms und Joachim „prächtige Duos“ von Haydn und Clara mit Brahms einige 4händige Albumstücke den gern gesehenen

1854 – 1856.

Gästen vorsetzten. Dagegen brachte ein Brief Jenny Linds aus Ems, trotzdem es sich um ein schon während der Musikfesttage verabredetes, von ihnen beiden gemeinsam in Ems zu veranstaltendes Konzert handelte, einen leisen Mißklang durch die Bitte, „klare Sachen zu wählen, die schönheitsliebende Menschen verstehen könnten.“ Das war ein Stich resp. eine Warnung, aus dem Programm die „verkehrte Richtung“ fernzuhalten, ein Stich, den Clara sowohl um derentwillen, von der er ausging, wie um dessentwillen, auf den er zielte, schmerzlich empfand. „Die Welt ist doch böswillig“, schreibt sie im Tagebuch, „immer bereit, Neues, Bedeutendes mit Füßen zu treten!“ Der Freundin aber erwiderte sie, sie gäbe nur solche Musik, die ihrer Überzeugung nach schön, „dem Publikum zu Gefallen nur solche, die sich eben mit meiner Überzeugung verträge“, was auch einem Stich nicht ganz unähnlich schien und in Wahrheit auch als kleine Vergeltung empfunden werden sollte und konnte.

Dies Konzert in Ems sollte ihr überhaupt noch böse Stunden bereiten.

Am 12. Juli war der allgemeine Aufbruch gewesen, Joachims Ziel war Tirol, Clara, die diesmal als Reisebegleiterin die getreue Bertha mitnahm, und Brahms strebten zunächst Ems zu. „Mir war's zum Zerspringen ums Herz, als ich an Bonn vorüberfuhr. Johannes übte wie immer auch hier seinen Einfluß; er zog mich bald ab von meinen traurigen Gedanken.“ Die Fahrt durchs Rheintal ward sehr genossen, auch Ems' malerische Umgebung wußten wir zu würdigen, weniger aber die Badegesellschaft, vor der Brahms am folgenden Tage Reißaus nahm. Clara, allein inmitten dieses Treibens, auch an der Lind nicht die freundschaftliche Stütze findend, auf die sie gerechnet hatte, fühlte sich höchst unbehaglich. Das Schlimmste aber war das Konzert selbst, das brechend voll war, zu dem die Detmolder Herrschaften eigens herübergekommen waren. „Unter welchen Gefühlen gab ich es! Wie fühlte ich mich

1854 – 1856.

entwürdigt vor solchem Publikum, das keines meiner Stücke begriff, sich auch gar nicht die Mühe nahm, sondern nur immer auf die Lind wartete. Wahrhaftig der ganze vergangene Winter mit all den großen Strapazen war mir kein solches Opfer als dieser Abend, wo ich mich demütigen mußte aus Pflichtgefühl . . . Ich kämpfte schwer mit meinen Tränen und war nur froh, daß keins meiner Lieben zugegen war, den Robert wie Johannes hätte das Herz geblutet, hätten sie mich in so entwürdigter Stellung gesehen . . . Zu Hause weinte ich noch viel – hätte ich doch Johannes bei mir gehabt, er hätte gewiß Trost für mich gehabt. – Der Überschuß dieses Konzertes betrug 1340 Taler, hinreichend, meine Familie die Sommermonate hindurchzubringen und noch etwas zurückzulegen. Ich sandte zu den schon im vorigen Winter ersparten 500 Talern noch 500 an Paul Mendelssohn. Nun habe ich bei ihm 1000 Taler stehen, das macht mir Freude, wenn ich's meinem teuren Robert einmal sagen kann. So habe ich für dies Erlittene doch wenigstens den Trost!“

Dieser Trost sollte ihr ja versagt bleiben, aber einen andern hatte ihr das Schicksal in den all diese widerwärtigen Eindrücke wegspülenden, erfrischenden und erquickenden Wandertagen im Rheintal, bei denen Brahms, der noch in Ems wieder zu ihnen gestoßen war, für Clara und ihre Begleiterin den Führer und Reismarschall abgab. In Koblenz ward der Koffer nach Kassel geschickt, und „Johannes nahm sein Ränzel auf den Rücken, mit all dem, was wir brauchten.“ Dann begann von Stolzenfels aus die Fußwanderung, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer, fünf Tage lang, bei herrlichstem Sommerwetter rheinaufwärts bis zum Niederwald. Aber wenn auch am 20. Juli abends die Fußwanderung in Frankfurt ihr Ende erreichte, die gemeinsame Reise ging weiter.

Am 23. standen sie auf der Heidelberger Schloßruine, Erinnerungen an die lichtesten Stunden ihres bisherigen Lebens hatten



1854 – 1856.

sie hierher gelockt und hielten sie fest: „Ach es ist unbeschreiblich schön hier, wie muß ich so unaufhörlich an Dich, mein herzgeliebter Mann, mein Robert, denken. Bei jedem Schritte denke ich: hier ist er wohl auch oft gewandert, als er mich noch kaum kannte . . . mich erfüllt der Aufenthalt hier mit ewigen Wonnen und ewigem Weh – ich wußte es im voraus, und doch zog's mich mit Allgewalt hierher, und doppelt mit dem liebsten der Freunde, Er, der Wonne und Weh so ganz mit mir zu empfinden vermag.“

„Was man an solchem Tage durchlebt im Innersten, das läßt sich eben nicht beschreiben“, schreibt Clara fünf Tage später, als sie noch einmal einen Tag in Heidelberg auf der Rückreise zugebracht hatten.

In der Zwischenzeit waren sie in Karlsruhe und Clara auch in Baden-Baden gewesen, um dort mit der Prinzessin von Preußen wegen eines geplanten spätern Unterrichts ihrer Tochter Rücksprache zu nehmen und eventuell ein Konzert dort zu geben. Doch diese Lust war ihr schnell vergangen bei dem Anblick der vielen „ekelhaft blasierten Gesichter.“ Am vorletzten Tag des Monats waren die Reisenden wieder daheim.

Gleich die ersten Tage brachten Unruhe und Erregung. Es galt, die Wohnung zu räumen, an die sich für sie die letzten Erinnerungen ihres Zusammenlebens mit Robert knüpften, die Räume, die ihr durch ihn geweiht waren, in denen sie alles bisher genau in dem Zustande erhalten, wie er sie verlassen. Aber nachdem dies Zerstörungswerk überstanden und man am 6. August in der neuen Wohnung im ersten Stock des Hauses Poststraße 135 eingezogen war, empfand sie es doch selbst als einen wohltätigen Tausch; vor allem die Lage mit dem Blick ins Grüne im Vergleich mit dem düstern Hause in einer engen Straße mit hohen Gebäuden auf allen Seiten. Brahms zog mit und bekam auch „ein reizend gemütliches Zimmer.“

Ursprünglich hatte Clara die Absicht gehegt, im August noch zu

1854 – 1856.

ihrer Erholung nach Pymont zu gehen und Brahms und seine Schwester dazu einzuladen, dann aber diesen Plan fallen gelassen – nicht zum wenigsten der Kosten wegen. Da es aber für sie sich als unbedingt notwendig erwies, vor den neuen Anstrengungen des Winters etwas zur Kräftigung ihrer Gesundheit zu tun, so entschloß sie sich auf die Kunde, daß ihre Freundin Livia Frege in Düsternbrock bei Kiel im Seebad sei, dorthin zu gehen, um wenigstens nicht an einem fremden Ort allein zu sein.

Freilich traf sie es insofern schlecht, als sie gleich am Abend ihrer Ankunft in Kiel – sie hatte in Hamburg einen Tag bei Brahms' Eltern gerastet – erfahren mußte, daß die Freundin infolge der schweren Erkrankung ihres Schwiegervaters auf dem Sprunge stehe, ihren für mehrere Wochen geplanten Aufenthalt abzubrechen. Infolge besserer Nachrichten entschloß man sich allerdings vorläufig zu bleiben, doch brachte die andauernde Unsicherheit von vornherein ein Element der Unruhe in das Zusammenleben hinein. Auch das „Seebad“ enttäuschte sie zunächst sehr, „das ist wie ein Bad für Kinder unter einem Schirm, ein so kleiner Raum . . . . und so ruhig, fast keine Bewegung im Wasser, ruhiger als der Rhein.“ Um so mehr genoß sie den eigensten und schönsten Reiz der Kieler Bucht, den Buchenwald, der die von weiterschattenden alten Bäumen bestandene, oberhalb des Hafens sich hinziehende, stets (jedenfalls damals noch) Ausblicke auf den Wasserspiegel gewährende Düsternbrocker Allee eine Strecke Wegs bis Bellevue in wundervoller Abwechslung von Berg und Tal begleitet. „Es ist hier ein schöner Verein von See und Wald“, berichtet das Tagebuch, „immer sieht man die See durchblicken . . . . Im ganzen bietet das Meer wenig Interesse, aber es ist doch das gemütlichste ländlichste Seebad, das ich kenne. Von Badegästen merkt man fast gar nichts. Stundenlang kann man im Walde wandeln und sieht keine Menschenseele. Das tut so wohl, darum gehe ich auch nach dem Bade immer allein in den Wald.“

Mit Livia Frege und dem in Bellevue in der Sommerfrische

1854 – 1856.

hausenden Kreise der Leipziger Härtels ward viel musiziert, und Clara ergriff vor allem die Gelegenheit, durch Vorspielen Brahmscher Sachen, besonders der Balladen, die Freunde für ihn zu interessieren, namentlich auch Härtel als Verleger.\* Aber sie machte auch hier wieder die Erfahrung wie schwer das sei. Sie hatte zwar die Freude, daß Livia Frege, der sie die Balladen gleich mehrmals hintereinander vorgespielt, „zuletzt ganz warm ward dafür“, trotzdem sie anscheinend früher gegen ihn eingenommen worden war: „Aber“, fügt sie hinzu, „bei ihr, die doch eine poetische Natur hat und den besten Willen, sich in das Neue hineinzuleben, sehe ich doch wieder, wie schwer Johannes' Sachen Eingang finden können. . . . Livia sagt sehr fein, es schein einem oft, als ob er mit den Sternen spiele. Wohl ist es mit Roberts Musik ja ebenso, sie ist ja poetisch, wie keine darüber, aber sie ist immer weich und wohlklingend und mild in der Empfindung, was Johannes nicht immer ist, im Gegenteil ist er zuweilen hart in seinen Klängen, und wohl kann ich mir denken, daß das manchen, der nicht mit Liebe daran geht, abstößt. Es geht wie mit dem Menschen selbst, die rauhe Außenseite verbirgt oft den süßesten Kern, den eben nicht ein jeder gewöhnliche Mensch findet.“

Sie selbst war in diesen Wochen, in einem Zustande der Erschöpfung und Überreizung, zumal ihr die Seebäder entschieden schlecht bekamen, von quälenden Gesichtsschmerzen gepeinigt, auch nicht immer fähig, „den süßen Kern“ zu finden, trotzdem er ihr wirklich ohne rauhe Schale in der anmutigsten und zartesten Form geboten wurde, und quälte sich und den Freund mit allerlei Zweifeln und Vorwürfen, die sachlich nicht begründet waren, und die, wenn sie sich der Ungerechtigkeit bewußt wurde, sie selbst mit bitterer Reue erfüllten: „Endlich ein lieber Brief von Johannes,

---

\* Der Ankauf der „Balladen“ durch Härtel im Oktober war wohl die Wirkung.

1854 – 1856.

schreibt sie am 21. August, „der mich doch etwas aufrichtet. Hätte ich nur gestern ihm nicht so vorwurfsvoll geschrieben!“

Es wurde eben alles zur Qual: so hatte sie den – allerdings höchst unglücklichen – Gedanken gehabt, sich durch Brahms Roberts Briefe schicken zu lassen, aber sie machten sie nur noch trauriger. „Welche Hoffnungen kamen mir mit ihnen, wo sind sie jetzt hin!“

Aus dieser Stimmung heraus war es ganz selbstverständlich und sicher auch das beste, daß sie, als am 24. August Frau Frege nun wirklich plötzlich aufbrach, sich schnell entschloß, mit abzureisen und die Düsseldorfer mit ihrer Ankunft am Abend des 25. zu überraschen. „Ich hätte mich mögen recht ausweisen können vor Wonne, daß ich wieder zu Hause war.“ „Sonntag, den 26., verbrachten wir recht in Gemütlichkeit – Joachim erzählte so manches von seiner Tiroler Reise, und Johannes und ich, wir freuten uns, daß wir wieder alle beisammen.“ Im Zeichen Bachs und Beethovens schloß der Monat: „Brahms spielte uns jetzt recht viel vor, herrlich war vor allem Beethoven und Bach – so herrlich, daß es mir Wonne und Weh bereitete. Es sinkt mir immer ganz der Mut. Er hat Joachims Heinrichs-Ouvertüre für Klavier gesetzt, wir haben sie mehrmals gespielt und sind alle entzückt, wie herrlich sie klingt.“

Der September brachte mit der Anwesenheit der Prinzessin Friderike, die für einige Wochen den in Detmold begonnenen Unterricht weiter fortsetzen wollte, mancherlei Anregung und Freude, gerade auch im häuslichen Kreise durch fleißiges Musizieren\*), zugleich aber wieder schwere Sorgenwolken.

Am 4. September hatte Clara, unter dem Druck das andauernden quälenden Schweigens des Kranken, wieder an Robert geschrieben und ihn „um ein Wort“ gebeten. „Ob er mir nun einmal wieder

---

\* In diese Septemberwochen fallen, wie aus dem Tagebuch hervorgeht, jene regelmäßigen Quartettabende, die Kalbeck, Brahms I S. 247 f., in den Frühsommer verlegt. Sie selbst studierte für sich Beethovens Sonate »Les adieux« und Schumanns „Fis-moll-Sonate“ „mit großer Begeisterung“.

1854 – 1856.

ein Wort schreibt? es sind nun 4 Monate, daß ich die letzten Zeilen von ihm selbst erhielt.“ Da traf am 10. September ein – im Original nicht mehr vorhandener – Brief des Dr. Richarz ein, der ihr, „alle Hoffnung auf eine gänzliche Genesung Roberts benahm.“ „Welch ein Gedanke, Ihn, den strebsamsten aller Künstler, geistesgeschwächt zu sehen, vielleicht, oder vielmehr ganz wahrscheinlich, der schrecklichsten Melancholie anheimgegeben – soll ich so ihn wieder besitzen? und doch sollt' ich nicht wünschen, nur den Menschen erst wieder zu haben? Ach, ich weiß nichts mehr zu denken, habe ich doch alles tausend und abertausendmal durchdacht, und immer bleibt's schrecklich.“

Fas genau ein Jahr war verflossen seit dem Tage, wo das erste Lebenszeichen des Kranken einen solchen Jubelsturm, eine solche Flut von Hoffnungen in ihr erregt hatte. Langsam war in den Wochen und Monaten, die dazwischen lagen, diese Flut zurückgeebbt, nur wie in weiter, weiter Ferne schimmerte es wie ein matter Glanz. Jetzt war auch der im grauen Nichts verschwunden. Und aus diesem Nichts tauchte plötzlich etwas viel Furchtbareres, Grausigeres als Zukunftsbild auf, das ihr Herz mit einer wortlos zitternden Angst erfüllte: Heimkehr, Wiedervereinigung, aber nicht mit dem Menschen, dem sie sich einst auf Glück und Unglück, auf Not und Tod zu eigen gegeben, sondern einem Fremden, den sie nicht kannte!

„Heute 15 Jahr“, schreibt sie am 12. September, „daß der Himmel mich mit Dir, mein Robert, vereinigte! Ich litt viel den ganzen Tag – tiefes Weh!“

Nicht leicht hatten es die Freunde, ihr in solchen Stunden Glück zu wünschen für den Anbruch eines neuen Lebensjahres. Trotzdem taten sie es, und ihre helfende Kraft wurde wohlthätig empfunden. „Johannes überraschte mich mit einem Präludium und Arie zu seiner A-moll-Suite, die nun vollständig – schon im August hatte er es ihr angekündigt: „Da ich mich ausgeschrieben habe, ja da ich

1854 – 1856.

wohl schon veraltet bin, so geht's nicht mit dem Komponieren, aber ich habe doch was zum Geburtstag oder zur Wiederkehr Ihnen geschrieben“ – die Kinder Marie und Elise spielten mir Schuberts Duo in C-dur, vortrefflich einstudiert, was mir eine wahre Freude verursachte, Joachim beschenkte mich mit Beethovens Sonaten für Klavier und Violine, und Frl. Leser (die blinde!) mit einer Arbeit von ihren Händen, Briefe erhielt ich die Menge. Kurz es fehlte nichts, was zu einer Geburtstagsfeier gehört, und doch alles in Ihm! Nachmittag fuhren wir zusammen auf den Grafenberg der Kinder wegen. – Den Abend verbrachten wir bei Frl. Leser in Musik! Joachim Roberts Konzert, Johannes Schuberts G-dur-Phantasie und ich Roberts Fis-moll-Sonate. Ich war begeistert wie selten, recht war es, als ob Roberts Geist über mir schwebe.“

„Die übrigen Tage des Monats vergingen sehr gleichmäßig. Ich studierte vielerlei Neues, d. h. Altes, das ich aber noch nicht studiert hatte.“

Es waren die Vorbereitungen zum Winterfeldzug. Auch Brahms rüstete dazu, „Johannes studiert auch fleißig zu seiner Reise“, berichtet das Tagebuch Mitte Oktober. „Ich freue mich, daß er zwei Engagements hat, in Bremen und Hamburg, und nach Danzig will Joachim mit ihm gehen, das wird ihm Ehre und Geld einbringen. Ich bin so froh darüber.“ Sie selbst eröffnete die Saison mit einem 18. Oktober in Elberfeld gegebenen Konzert, in dem sie u. a. mit Joachim die A-dur-Sonate (Op. 47) von Beethoven spielte und in der Mathilde Hartmann, „Lieder von Clara Schumann, Johannes Brahms und Robert Schumann“ sang. Am 27. erfolgte der eigentliche Aufbruch, zunächst – nach schwerem Abschied von Brahms in Hannover – zu einem Konzert in Göttingen, dessen Programm wie eigens für den Ort – hier lebte Felix Mendelssohns Schwester, Frau Dirichlet – und den Zeitpunkt abgestimmt erschien. Altes und neues, Vergangenheit und Zukunft, Freundschaft und Liebe klingt wunderbar zusammen. Zwischen der

1854 – 1856.

Apassionata und den symphonischen Etuden von Schumann eingeschlossen: Zwei Lieder von Mendelssohn, Gavotte für Pianoforte von Brahms, Notturmo und Impromptu von Chopin. Zwei Balladen von Schumann. Und den Beschluß machen zwei Lieder von Fanny Hensel, zwei Lieder ohne Worte von Mendelssohn und das Rondo von Weber.

In Berlin, wo sie diesmal bei der Mutter wohnte, harrte ihrer wieder die gewohnte Unruhe und „die tausenderlei kleinen Konzertbesorgungen, die mir auch niemand abnehmen kann, dazu doch immer üben, probieren, sonstige Korrespondenz, mit Johannes namentlich, was mir aber so Bedürfnis, meiner Seele allein Anregung und Mut gibt! Bei allem Widerwärtigen Besuche machen, empfangen, Gesellschaften besuchen, ach und getrennt von meinen Liebsten allen, von ihm, dem teuersten, und nun schon seit Monaten kein Liebeswort, – was soll da wohl mein Herz stärken, erheitern, wenn ich nicht immer mich freuen dürfte auf ruhige Stunden, wo ich Johannes schreiben kann, ganz allein Ihm meines Herzens Kümmernisse und Hoffnungen mitteilen, all mein Denken und Fühlen ihm vertrauen und wiederum seine Briefe empfinde, die mir einzig und allein Freude und Trost gewähren.“

Aber dies Leben voll Mühe und Arbeit war doch auch, um das Bibelwort einmal umzukehren, köstlich.

Gleich das erste Konzert am 3. November, wieder mit Joachim zusammen und mit Unterstützung des Orchestervereins unter Julius Stern, gab einen vollen und guten Klang für Künstler und Publikum. Wieder gab es den Dreiklang Bach-Beethoven-Schumann. Der jüngste – den „Lebenden“ durfte man ihn ja kaum noch nennen – eröffnete den Abend: „Die Manfred-Ouvertüre; das Konzert in A-moll von Clara gespielt, folgte. Dann Bach mit der G-dur-Sonate für Violine. Den Beschluß machte Beethoven mit den Variationen (C-moll) für Pianoforte, von Clara zum erstenmal öffentlich gespielt, und das Violinkonzert von Joachims Geige gesungen.

1854 – 1856.

„Wie schön muß das gewesen sein“, schrieb Brahms, „mir geht’s ganz gewiß nicht so gut als Spieler, Sie sollen sehen, ich falle durch!“ Er hatte sich in der letzten Oktoberwoche nach Hamburg aufgemacht, saß nun wieder im Elternhause und füllte die Muße damit aus, von Clara zu erzählen und sich erzählen zu lassen – „Wieviel hab ich Muttern und sie mir von Ihnen erzählt. Die beiden [Mutter und Schwester] lieben Sie aber! Muttern stehen immer die Tränen in den Augen (28. Okt.)“ – und wartete im übrigen der Dinge, die da kommen sollten. Und sie kamen für ihn und die Freunde ziemlich überraschend in Gestalt einer gemeinsamen Konzertreise nach Danzig. Zwei Tage nach jenem Berliner Konzert, am 5. November, erhielt Clara aus Danzig von Heinrich Behrend die Aufforderung, mit Brahms und Joachim dort zwei Konzerte zu geben. „Ich hatte nur Johannes und Joachim vorgeschlagen“, schreibt Clara im Tagebuch, „doch wollen Sie uns alle drei, ich entschloß mich dazu, wir drei, die wir so recht eigentlich als Künstler zusammengehören, das macht mir doch Freude, daß wir auch öffentlich einmal vereint zusammen musizieren.“ Am 8. November traf Brahms in Berlin ein, hörte am 11. November das zweite Konzert der Freunde – wieder im Zeichen Brahms-Beethoven-Schumann – mit an und machte sich am 12. mit ihnen nach Danzig auf den Weg. Am 14. und 16. November fanden dort im großen Saale des Schützenhauses diese Soireen, „gegeben von Clara Schumann mit den Herren Joseph Joachim und Johannes Brahms“ statt.\* Einen Durchfall gab’s zwar nicht für den Dritten im Bunde, aber ohne allerlei Nöte und Zwischenfälle ging’s auch nicht ab, und Clara schwebte infolgedessen vorher und zwischendurch in Ängsten, weniger um sich, als eben um Johannes. „Johannes und ich standen viel Qual aus mit dem Stöckhardt, und ich noch die Angst um Johannes.“ Es ging aber doch so weit alles noch gut ohne

---

\* Die nähern Angaben über die Programme bei Kalbeck a. a. O. I, S. 262.



1854 – 1856.

ernstlichen Unfall ab; dagegen hatte am zweiten Abend, wo das Publikum – der Grund, warum, wird nicht angegeben – „etwas verstimmt“ war, „Johannes mit einem Instrument von einem Hiesigen große Fatalität, mußte mitten im Spiel aufhören und auf dem Stöckhardt fortfahren. Mir ging's sehr nahe und hat mir eigentlich diese ganze Reise vergällt.“ Auch eine Soiree am folgenden Abend bei Heinrich Behrend, „die sehr animiert war“, und bei der Brahms „wunderschön, innig und zart Beethovens E-dur-Sonate spielte“, scheint die leisen Dissonanzen nicht ganz aufgelöst zu haben. Um so schwerer war tags darauf in Berlin der Abschied, zumal ja für Brahms die entscheidenden Konzerttage in Bremen und Hamburg unmittelbar bevorstanden – er fuhr direkt nach Bremen – und dieser Anfang nicht gerade sehr ermutigend war. Am 20. fand die „dritte und letzte“ Soiree von Clara Schumann und Joseph Joachim statt, bei der zur Abwechslung einmal Joachims vergessene Brille, die den Anfang des Konzerts um eine halbe Stunde verzögerte, einen Augenblick für die Stimmung des Publikums verhängnisvoll zu werden drohte, aber eine „Verstimmung“ glücklich durch die vereinten Kräfte von Mozart (Sonate in A-dur für Klavier und Violine), Bach (Adagio und Fuge für Violine), Schumann („Jagdlied“ aus den „Waldszenen“, Schlummerlied aus den „Albumblättern“) und Beethoven (Sonate (les adieux, l'absence et le retour) für Klavier und die Kreuzersonate) aus dem Felde geschlagen wurde.

Am selben Abend bestand Brahms in Bremen die Feuerprobe, und am 22. meldete ein fröhlicher Brief: „Es ging alles gut gestern, ich meine natürlich nur insofern, als ich mir jetzt doch bedeutende Hoffnung machen kann, einmal wirklich gut und sicher vorspielen zu können . . . . Ich finde es gar nicht so schwer, mit Orchester zu spielen, aber eine wahre Wonne ist's.“ „Wie froh bin ich darüber“, schreibt Clara im Tagebuch. Sie selbst war schon wieder in eignen Konzertsorgen und dabei auch wieder zugleich in Sorgen um einen Freund, diesmal um Joachim, dessen Heinrichs-

1854 – 1856.

Ouvertüre in dem vierten Konzert des Sternschen Orchestervereins am 22. November zugleich mit dem Es-dur-Konzert (Nr. 5, Op. 73) von Beethoven – von Clara gespielt –, der Violinphantasie von Schumann dem „Brautzug, Entreact und Brautlied aus Lohengrin von Wagner“ zur Aufführung gelangte, von Publikum aber „leider gar nicht verstanden wurde.“ Dagegen „spielte er Roberts Phantasie so herrlich, daß er zum größten Enthusiasmus hinriß. Mir gelang dasselbe mit Beethovens Es-dur-Konzert.“

Mit Brahms konnte drei Tage darauf aus Hamburg gutes melden: „Ich hatte bedeutenden Beifall, für Hamburg ganz enthusiastischen. Ich habe ganz mit aller Besonnenheit feurig gespielt. Es ging schon ungleich besser als in Bremen.“

So schloß alles in allem dieser arbeitsreiche Monat doch harmonisch und für alle drei Künstler hoffnungsvoll ab, wenn auch jedem von ihnen die Sorge, jedem in anderer Gestalt, auf dem Fuß folgte. Während die musikalischen Kreise Berlins sich eifrig mit der Frage beschäftigten, wie Liszt am würdigsten zu empfangen sei, Stern dazu ein großes Konzert vorbereitete, und „Hans von Bülow alle Minen springen ließ“, fuhren am 27. November, die beiden Konzertgenossen still nach Leipzig, wo sie am 3. Dezember noch zusammen ein Konzert gaben, das letzte in diesem Jahr, Bach (Adagio und Fuge für Violine allein, Chromatische Phantasie für das Klavier), Haydn (Sonate G-dur für Klavier und Violine), Mozart (Sonate A-dur für Klavier und Violine), Beethoven (Sonate G-dur, Op. 96 für Klavier und Violine) und Schumann (Symphonische Etuden Op. 13). Zwei Tage darauf reiste Joachim; in sehr ernster Stimmung trennten sie sich, hatte er doch Clara gerade in diesen letzten Tagen zum erstenmal unmittelbar an innersten Sorgen teilnehmen lassen und dadurch ihre lebhafteste Teilnahme erregt. Sie selbst blieb noch in Leipzig zurück, um am 6. Dezember im Gewandhauskonzert und am 8. im Quartettabend im Gewandhaus mitzuwirken. In ersterm entzückte sie die zweite Symphonie ihres Mannes, die

1854 – 1856.

Rietz „herrlich“ einstudiert hatte, sie selber spielte das G-dur-Konzertstück (Introduktion und Allegro appassionato Op. 92), das ihr „nach langer Pause viel Freude machte“, außerdem mit enthusiastischem Erfolg das Es-dur-Konzert von Beethoven. An dem Quartettabend aber, der u. a. Schumanns Quintett brachte, wagte sie das Wagstück, dem Kopfschütteln der Besucher zum Trotz, dem Publikum die große Sonate für das Hammerklavier von Beethoven (B-dur, Op. 106) vorzuführen, und hatte die Freude, sogar hierfür Begeisterung zu wecken. Damit war eigentlich die Konzertfahrt dieses Jahres beendet, denn ein Abstecher nach Mecklenburg, wo sie in Rostock ein etwas kleinstädtisches und für Claras Musik wenig Verständnis bekundendes, schließlich aber doch für Schumanns D-moll-Symphonie empfängliches Publikum kennen lernte und in Schwerin in einer Soiree bei Hofe – Veranlassung dazu war eine Empfehlung des Fürsten Reuß – ungemütlichste Eindrücke empfing, konnte weder künstlerisch noch pekuniär, mit den übrigen verglichen, in Betracht kommen.

Endlich, gerade 8 Tage vor Weihnachten, langte sie wieder in Düsseldorf an, gleichzeitig mit Brahms, und eben noch rechtzeitig, um die Vorbereitungen für das Fest zu treffen. Keinen bessern Helfer hätte sie sich dabei wünschen können, als gerade ihn mit der kindlichen Fähigkeit, Freude und vor allem Vorfreude zu genießen, die ja, und nicht nur bei Weihnachten, das schönste ist. Darin konnte er sogar als ein raffinierter Feinschmecker gelten, war er doch schon Anfang November abends in Hamburg vor den erleuchteten Schaufenstern herumgestrichen auf der Suche nach allerlei hübschem Spielzeug für kleine und große Kinder, unter denen er selbst das größte war. Schon Anfang November hatte er Clara geschrieben: „Ich laufe schon, so lange ich hier bin, an einem Laden oft vorbei, wo ich wunderschöne Soldaten entdeckt hatte. Gestern ging ich hinein mit dem Vorsatz, einen Purzelmännchen für Felix zu kaufen und sie nebenbei zu besehen. Ich fand einen prächtigen Kerl, der Sie auch

1854 – 1856.

amüsieren wird, und ging mit einem Herzen voll Sehnsucht fort. Ich „anbetrachtete“ wieder und fand, daß ich höchstens noch etwas um den heißen Brei herumgehen könnte, gegessen muß er sein. Ich habe die allerschönste Schlacht jetzt, wie ich sie noch nicht sah, so schön, und einen kleinen Turm dabei! Ich bin ganz glücklich darüber. Zu Weihnachten in Düsseldorf will ich alle meine Truppen so schön aufstellen, daß Sie Ihre Freude daran haben sollen!“

Dies Bild und diese Stimmung muß man vor Augen haben, um sich vorzustellen, welch ein Weihnachtsfeierglanz ins Zimmer fiel, wenn Brahms zur Weihnachtszeit in die Schumannsche Kinderstube trat, trotzdem er nicht eigentlich das war, was man gewöhnlich kinderlieb nennt. Jedenfalls brachte er für die Mutter das Beste mit, was sie an diesem traurigen Weihnachtsabend brauchte. Nach Endenich gingen die Bilder von Brahms und Joachim. „Wie hoffte ich noch vor einem Jahr auf Wiedervereinigung in diesem! ach, nun steht's trauriger als damals, denn damals erhielt ich wenigstens Briefe von meinem Geliebten!“ Alle Kinder außer Julie, die noch bei der Großmutter in Berlin weilte, waren bei ihr, alle, namentlich die beiden ältesten, hatten sich in diesem Jahr zu ihrer Freude entwickelt. Von Freundschaft und Liebe fühlte sie sich umgeben, „aber traurig war ich doch.“

Und zu alledem stand wieder eine lange schwere Trennung vor der Tür. Wieder wurde der Koffer gepackt, wieder Abschied genommen; nicht einmal das alte Jahr ward im häuslichen Kreise beschlossen; als die Silvesterglocken das neue Jahr einläuteten, saß sie bereits, fern von der Heimat, auf der Reise nach Wien, in einem unbehaglichen Hotelzimmer in Prag, „schreibend an Johannes und tiefinnig Roberts und seiner gedenkend! Ach, was wird uns wohl das nächste Jahr bringen. . . . .“

Ich schlief unter Tränen ein, um sehr bald wieder zu wachen und bis zum Morgen trüben Gedanken nachhängend.“

1854 – 1856.

Zum drittenmal kam sie nach Wien, das trotz der bitteren und verletzenden Erfahrungen des letzten Aufenthaltes vor 9 Jahren, für sie wie für Robert, doch immer eine geheimnisvolle, fast dämonische Anziehungskraft behalten hatte, und das, wie man sich erinnern wird, noch unmittelbar vor dem Ausbruch der Krankheit von ihnen beiden ernstlich als künftiger Wohnort ins Auge gefaßt worden war. Sie liebten es eben beide, wie man ein verzogenes Kind liebt, dem man, auch wenn es launisch und unartig ist, nicht lange böse sein kann, weil es dafür bei guter Laune so hinreißend lebenswürdig ist, daß man ihm gut sein muß und ihm zuliebe und mit ihm lachen und scherzen muß, auch wenn einem eigentlich selber gar nicht danach zu Sinne ist.

Das erfuhr auch Clara diesmal. Schweren Herzens, eine vom Unglück Geschlagene, kam sie und hatte mehr vielleicht noch als in frühern Jahren viel zu überwinden an der sorglos naschenden Art, das Leben zu nehmen und nur die Freude und die Fähigkeit, Freude zu genießen, als eigentlichen Inhalt des Daseins anzuerkennen. So verletzte es sie tief, als die von ihr als Mensch wie als Künstlerin so verehrte und geliebte Julie Rettich gutmütig, gedankenlos, in dem Bestreben, sie aus ihren trüben Gedanken zu reißen, ihr erklärte, sie begriffe nicht, daß es ihr so schwer werde, öffentlich jetzt aufzutreten. „Es sei doch ein so schönes Gefühl, Beifall zu ernten.“

Aber ebenso erfuhr sie auch, daß Freude und Schönheit Hand in Hand gehen, und daß der freudige Mensch auch feinere, empfindlichere Organe für die Aufnahme des Schönen besitzt und nicht nur mehr geneigt, sondern auch mehr befähigt ist, das Schöne, das ihm geboten wird, in einer auf den Urheber belebend zurückwirkenden Unmittelbarkeit wiederzugeben. Diese Lust und diese Fähigkeit waren ja freilich auch vorhanden gewesen vor 9 Jahren, aber sie hatten damals der Kunst gegenüber, die Robert und Clara Schumann verkörperten, nahezu völlig versagt, weil die

1854 – 1856.

Versumpfung des geistigen Lebens, die dem ganzen vormärzlichen Österreich das Gepräge gab, damals auf musikalischem Gebiet vielleicht ihren Höhepunkt erreicht hatte. In der Zwischenzeit war aber die große Wandlung vor sich gegangen, und dem Verständnis für Beethoven war das Verständnis für die Romantik, an erster Stelle Schumanns, auf dem Fuße gefolgt. Die Wiener hatten entdeckt, daß dieser ihnen anfangs scheinbar so fernstehende verschlossene und schwerflüssige Mensch in seinem musikalischen Empfinden über gewisse Register verfüge, die ihrer angeborenen heimlichen Freude an phantastischer Traumwelt, an jenen Gemütsregungen, die wie mit weichen Geisterhänden über die Saiten der Seele streichen und sie in lustvoller Schwermut erschauern lassen, in einer Kraft und Zartheit entgegenkamen und mit ihnen zusammenklangen, als habe er aus ihrem eignen Innern die Töne empfangen. Und deshalb erfolgte nun auch der Widerhall von ihrer Seite mit einer Lebhaftigkeit und Innigkeit, die etwas Berauschendes hatte.

In fünf eignen Konzerten, die sie im Laufe des Januar und Februar gab, hatte sie Gelegenheit, staunend und freudig diesen Umschwung der Stimmung zu erleben und wahre Stürme enthusiastischer Begeisterung über sich herfluten zu fühlen. Gleich im ersten – am 7. Januar –, 8 Tage nach ihrer Ankunft, ward sie 15 mal gerufen. Und dieser Beifall und dementsprechend der Besuch steigerte sich in den folgenden Konzerten, so daß, als sie im März, von Pest zurückkehrend, noch einmal durch Wien kam, noch ein Abschiedskonzert veranstaltet werden mußte, um all den Freunden ihrer Kunstübung und ihrer Kunstrichtung noch einmal Gelegenheit zu geben, sie zu hören und ihr zu danken.

Vor neuen Jahren hatte man sie als Virtuosin respektiert, als Vertreterin eines künstlerischen Programms aber, wenn nicht geradezu abgelehnt, so doch als *quantité négligeable* betrachtet. Jetzt war es schwer zu unterscheiden, wem sich das größere Interesse

1854 – 1856.

zuwandte, der Art oder dem Inhalt ihres Spieles, was mehr zog, Robert Schumannsche Musik, von Clara Schumann gespielt, oder Clara Schumann als Interpretin Robert Schumannscher Musik. Im dritten Konzert – am 20. Januar – in dem sie mit J. Hellmesberger und Borzaga das erste Trio Roberts spielte, mußte das Scherzo wiederholt werden. An diesem Abend spielte sie übrigens auch zum erstenmal Brahms in Wien: „Sarabande und Gavotte“.\*

Das vierte Konzert brachte u. a. – außer der Beethovenschen Sonate Op. 106! – zum erstenmal „unter großem Enthusiasmus“ den Karnaval, der denn auch im Abschiedskonzert wiederholt werden mußte. In letztem konnte sie es sich nicht versagen, ferne Vergangenheit und lebendige Gegenwart miteinander zu verschlingen: sie spielte von Johannes Brahms „Andante (nach einem altdeutschen Minneliede) und Scherzo aus der C-dur-Sonate“ und gab zum Schluß als Zugabe Henselts „Wenn ich ein Vöglein wär“: „Erinnerung aus alter Zeit (1836)!“ –

Im übrigen erhielt ihr Repertoire, von Schumann abgesehen – von dem außerdem das Quintett, die symphonischen Etuden (Op. 13), die Balladen „Schön Hedwig“, „Der Heideknabe“ (gesprochen von Marie Seebach) und kleinere Sachen, wie Kanon H-moll aus den Studien für den Pedalflügel, „Des Abends“ und „Traumeswirren“ aus Op. 12, „Jagdlied“ aus den „Waldszenen“, Schlummerlied aus Op. 121, gespielt wurden – seinen Charakter durch Beethoven –

---

\* Die Gavotte hatte sie zuerst in Göttingen (s. oben S. 388) gespielt und dadurch Brahms selbst überrascht. „Daß Sie meine Gavotte gespielt haben!“ schreibt er am 1. Nov. 1855, „Wie wunderte ich mich. Doch glaube ich die vorhergehende Sarabande wird gut tun; es macht dann erst lebhaften Eindruck. Es ist wie mit Sonatensätzen, die auch einzeln nie die Wirkung machen, wie im Zusammenhang.“ So hatte er denn auch selbst in Danzig die Gavotte mit der Sarabande zusammengespield, und seinem Beispiel folgte seitdem Clara.

1854 – 1856.

B-dur-Sonate Op. 106, Es-dur-Konzert, Sonate (les adieux), – dazwischen gelegentlich Mendelssohn, Chopin, Weber.

Wie sehr übrigens auch sonst die Kunst, die sie liebte und für die sie lebte, in Wien an Boden und Verständnis gewonnen, das zeigten ihr nicht nur die wundervolle Wiedergabe des F-dur-Quartetts von Schumann durch das Hellmesbergersche Quartett – „nie hörte ich es so schön“ – sondern auch gelegentliche intime musikalische Beziehungen; so als sie bei Streicher, in dessen Hause sie täglich, nicht nur um zu spielen, sondern als gern kommender und gern gesehener Familiengast aus und ein ging, eines Tages für einen kleinen Kreis Roberts Fis-moll-Sonate, die B A C H Fugen, die Skizzen für den Pedalflügel und einige Kanons vorspielte. „Solche Stimmungen heiligen Feuers sind doch die glücklichsten – da vergißt man sich und alles um sich, man lebt und webt nur in Tönen.“

Daß aber auch von dem alten musikalischen Wiener Schlendrian noch manches übrig geblieben, mußte sie freilich ebenfalls gelegentlich, wenn gleich nicht so unmittelbar peinlich wie bei der letzten Anwesenheit, erfahren; so war sie förmlich entsetzt, wie man anlässlich des Mozartfestes die Aufgabe, Mozart zu feiern, faßte. „Nichts ging gut“, schreibt sie über den zweiten Tag. „Lauter Bruchstücke, Finale aus dem „Don Juan“ fast ganz umgeworfen . . . es war ein Jammer, für Mozart in Wien ein solch unwürdiges Fest!“

Ebendieses Fest ward auch die Veranlassung zu einer neuen Begegnung mit Liszt und zu einer kleinen hübschen Szene zwischen beiden, die charakteristisch den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen dem mit dem Menschen überlegen spielenden musikalischen Weltmann und der in Sachen der Kunst nicht den leisesten Spaß verstehenden Künstlerin veranschaulicht.

Es war in einer „furchtbaren“ Soiree bei Liszts ungarischer Freundin, der Gräfin Banfy, „kleine Zimmer, mit Menschen vollgepöfft, eine Hitze zum Ersticken . . . fächelnde, vor Hitze fas hin-



1854 – 1856.

schmelzende Damen mit ungeheuren Reifröcken und Haartoupeen, daß die Köpfe noch einmal so groß, als sie der liebe Gott geschaffen, erschienen. . . . Das war das Bild eines Salons, und da mußte ich spielen. Ich hätte weinen mögen um meine schönen Stücke, wo ein jedes zu gut war für solche Gesellschaft. Liszt spielte den Vornehmen . . . . Er sagte zu mir, als ich klagte, daß meine Stücke gar nicht hierher paßten; „ja warum spielen Sie nicht so ein paar schlechte Stücke von Liszt, die wären hier am Platze!“ ich erwiderte ihm ruhig: „Sie haben recht, doch das kann ich nicht.“

Von der eigentlichen Wiener Geselligkeit sah sie sonst verhältnismäßig wenig. „Wie schlecht paßte ich dahin“, schreibt sie gelegentlich einer Soiree bei der Fürstin Schömburg, „mit meinem Herzen voll Kummers und Sehnsens.“ Dagegen pflegte sie gern den gemütlichen bürgerlichen Verkehr mit alten und neuen Freunden, um so mehr, da es ihr in ihrer eignen Wohnung, bei Verwandten ihrer Freundin Emilie List, schrecklich unbehaglich war; „Sie haben offene Salons, sitzen auf Samtmöbeln, aber kein Feuer im Ofen und schlafen in Löchern“, klagt sie. Vor allem war es das Rettichsche Haus, zu dem es sie immer wieder hinzog, und in dem sie auch am ehesten die Leute anzutreffen sicher war, die sie interessierten. Hier saß sie mit Grillparzer an einem Tisch und fand sich bei dem „lieben einfachen Mann“ recht behaglich, während Hebbels starre Kühle auf sie geradezu lähmend wirkte, „mir ist, als ob mir jedes Wort auf der Zunge erstürbe, wenn er mir gegenüber sitzt.“ Besser gefiel ihr die Frau.

Freilich konnte sie gelegentlich ein Lächeln nicht unterdrücken, über die seltsam bescheidenen Ansprüche, die von diesem Kreis bedeutender Menschen an den geistigen Gehalt eines solchen Zusammenseins gestellt wurden. Ein Beispiel! Man gab damals Laubes „Essex“ zum erstenmal, und sie war vor allem von dem Spiel der Rettich als Eliabeth und der Marie Seebach als Rutland erschüttert und ent-

1854 – 1856.

zückt. Tags darauf feiert sie Herrn Rettichs Geburtstag mit im engen Familienkreise, und man spielt Glocke und Hammer bis  $\frac{1}{2}$  1 Uhr! „Ich mußte unwillkürlich immer an die Königin Elisabeth denken, die nun hier ganz passioniert beim Glocke- und Hammerspiel saß! Halm war auch dabei und noch mehrere angenehme Leute, man konnte sie aber alle nicht genießen, weil das Spiel mit wirklich komischer Andacht betrieben wurde.“ Immerhin war ihr diese Harmlosigkeit lieber als das geistreichelnde Wesen, wie es sich wohl im Künstler- und Literatenkreise breit machte, den Laube um sich versammelte. Namentlich Betty Paoli jagte ihr einen wahren Schauer ein durch den Vortrag eines „wahrhaft widerlichen“ Gedichtes: „Ich fühle mich schrecklich in solcher Gesellschaft, wo man jedem die Absicht, geistreich zu sein, anmerkt, ich atme dann ordentlich frisch auf, wenn ich hinauskomme.“ Viel Freude machte ihr die Bekanntschaft mit der jungen Marie Seebach, die in ihren Konzerten die Schumannschen Balladen ergreifend sprach und sie als Kätchen von Heilbronn tief erschütterte. „Ich habe viel geweint, ich war so entzückt wie selten. Lange zitterten mir noch alle Glieder, als ich schon im Bette lag“, schreibt sie nach der Vorstellung im Tagebuch. Auch ein anderer, damals noch junger, Emil Kuh, gefiel ihr gut, sie lernte ihn durch seine Braut Adele Ferrari kennen, die in ihrem letzten Konzert (am 2. März) zum erstenmal auftrat.

Die Föhlung mit den eigentlichen Musikern war und blieb jedoch ziemlich locker. Fischhof ward aufgesucht, aber sie empfand diesmal seine Eitelkeit stärker als seine Liebenswürdigkeit. Dagegen fand sie viel freundschaftliche, wenn auch zuweilen durch ihr Übermaß überwältigende Hilfe an Karl Debrois von Bruyk, der seine leidenschaftliche Verehrung für Schumann, und zwar verstärkt, auf die Frau übertrug.

Innerlich gaben ihr aus diesen Kreisen wohl am meisten, außer Streichers, Selmar Bagge und seine Frau, während sie bei den Marchesis weder menschlich noch musikalisch warm werden konnte.

1854 – 1856.

Die aber, die ihrem musikalischen Empfinden in Wien am nächsten waren, gehörten dem Leben nicht mehr an. Zweimal stand sie an Beethovens und Schuberts Grab; das erstemal flog dabei ihr Gedanke zu dem, von dem sie wußte, daß er ihr in diesem Augenblick der nächste war, zu Brahms. – „Wie wünschte ich ihn an meiner Seite, einige Blätter von den Gräbern wandte ich ihm“ –; das zweite Mal auf der Rückreise, unmittelbar vor dem letzten Konzert, brach sie Zweige auch für den, der einst vor Jahren an dieser Stelle, ihrer gedenkend und auf sie hoffend, gestanden.

Wenn Wien ihre kühnsten Erwartungen sowohl nach der künstlerischen wie nach der materiellen Seite hin erfüllt, ja übertroffen hatte, so sollte dies in noch viel höherm Grade die zweite Hauptstadt der Donaumonarchie Pest tun, wohin sie am 13. Februar sich auf den Weg machte.

Alles kam hier zusammen: die schöne Umgebung – von ihrem Gasthof Hotel de l'Europe hatte sie die „entzückende Aussicht auf Ofen und die wunderbarste Kettenbrücke, die ich noch je sah,“ – die musikalische Atmosphäre und die Liebenswürdigkeit der Menschen; alles dies hatte sie, in dem Grade wenigstens, nicht erwartet und auch andres nicht.

Ihr musikalischer Berater, der Musikalienhändler Rózsavölgyi zwar zunächst in größter Besorgnis über das „für Pest unerhört ernste Programm (Beethovens C-dur-Sonate, Notturmo und Impromptu von Chopin, Mendelssohns Variations sérieuses, Traumeswirren und „Des Abends“ aus den Phantasiestücken, Lied ohne Worte von Mendelssohn)“; aber nach dem ersten Konzert (am 18. Februar) sagte er nichts mehr. Die beiden folgenden Konzerte am 23. und 27. Februar, das zweite mit dem Quintett und mit der D-moll-Sonate von Beethoven, das dritte mit der F-moll-Sonate von Beethoven und dem „Karnaval“ als Kernpunkten, mit ihrem, zu wahren Stürmen anschwellenden Enthusiasmus und dem schließlich geradezu beängstigenden Zudrang rechtfertigten den Mut und den Ernst mehr

1854 – 1856.

als genug. Als eine besonders zarte Huldigung empfand sie es, daß man ihr nach dem „Karnaval“, der den Schluß bildete, einen Lorbeerkranz mit einer Schleife in den ungarischen Farben für den Schöpfer Robert überreichte.

Aber nicht nur auf den Konzertsaal blieben diese freundlichen und erhebenden Eindrücke beschränkt. Daß sie bei Hof – er residierte zu der Zeit in Pest – spielte, war selbstverständlich, nicht so, daß der hohe Adel, der Statthalter, der musikalische Graf Clam an der Spitze, sie in der liebenswürdigsten Weise bei jeder Gelegenheit auszeichnete. Doch am allerbesten gefiel ihr das Volk, das eigentliche, und unter diesen wieder die Zigeuner, „überwältigend, rührend, diese Kinder der Natur musizieren zu hören und zu sehen dabei, wie ihnen die Augen leuchten, alle Muskeln dabei in Bewegung sind, und dann dieses wunderbare Improvisieren und immer Zusammenfinden!“ . . . . . Wieviel mußte ich an Johannes dabei denken, wie hätte Den das entzückt!“

Vor allem aber klang in diesen Gassen ihr der Ton einer Geige im Ohr; sie wanderte ja auf Joachims Heimatboden. Seine Eltern, seine Geschwister lernte sie kennen und ging öfters bei den „herzenguten Menschen“ aus und ein, wobei sie freilich gegenüber der Meinung der Familie, daß der Joseph nicht genug Geld verdiene, mit ihrer etwas andern Auffassung keinen ganz leichten Stand hatte.

Wie lieb man sie hier in der kurzen Zeit gewonnen, zeigte ihr „der förmliche Zug von Bekannten“, der sie am 28. Februar auf den Bahnhof geleitete. Es war ein Abschied auf Wiedersehen, von beiden Seiten gehofft und gewünscht.

Über Wien und Prag wurde die Heimreise angetreten, und Prag, das auf der Hinfahrt nur eine Ausrüststation abgegeben hatte, hielt sie jetzt noch zu zwei Konzerten am 6. und am 9. März fest; auch hier hatte sie das Gefühl, daß man ihr menschlich und künstlerisch mit wirklichem Anteil und Verständnis entgegenkam; namentlich Josef Kittl, der Direktor des Konservatoriums, bot alles

1854 – 1856.

auf, ihr den Aufenthalt so behaglich wie möglich zu gestalten, und ernstlich drängte man zum längern Verweilen.

Sie aber, die schon vor dem zweiten Konzert gefürchtet hatte, ihre Kräfte möchten nicht mehr ausreichen, zog es nach Hause. Nicht nur, weil sie das Bedürfnis hatte, nach mehr als zweimonatigen Konzertanstrengungen einmal auszuruhen, sondern weil sie vor allem neue Kräfte sammeln wollte für die große Aufgabe, die ihr bevorstand, die Reise nach England.

Ende Januar hatte sie ganz plötzlich den Entschluß dazu gefaßt und bei Bennett angefragt, ob es dort im Frühling günstig wäre. Merkwürdigerweise hatte sich ihr Brief mit einem Bennetts, der sie selbst einlud, gekreuzt. „Nach einem Tage schweren Kampfes, ohne irgend einen ratenden Freund“, hatte sie sich entschlossen, die zwei für das philharmonische Konzert angebotenen Engagements anzunehmen. Und deshalb brannte ihr jetzt der Boden unter den Füßen.

Nur ein paar Tage gönnte sie sich Rast in Leipzig und genoß noch einmal, zum letztenmal, im Preußerschen Hause Pflege, Fürsorge und mit ihnen das Heimtsgefühl, das sie hier vom ersten Tage an stärker empfunden als an irgend einem andern Ort. Zum letztenmal, denn Preußers standen im Begriff, Leipzig zu verlassen und nach Lockwitz bei Dresden zu ziehen. Clara, die zwar eben erst eine Einladung, für den plötzlich verhinderten Joachim im Gewandhauskonzert einzutreten, abgelehnt hatte, freilich in erster Linie wohl aus Rücksicht auf ihren Vater und ihre Schwester – „ich wußte, es war dem Vater lieber, ich tat es nicht, und das war mir genug, „nein“ zu sagen“ – ließ es sich, so schonungsbedürftig sie war, nicht nehmen, bei der Abschiedsmatinee, die im Hause der Freunde stattfand, mitzuwirken. „Ich hatte heimlich an Stockhausen nach Weimar geschrieben, und der kam zu unsrer großen Überraschung am Abend vorher an. Ich war noch sehr matt, aber es ging doch alles gut vonstatten; ich spielte zum Beschluß den Karneval,

1854 – 1856.

und Stockhausen sang herrlich viele Lieder vom Robert. Ach, daß er dies nie gehört hat, wie würde ihn das erfreut haben!“

Zwei Tage darauf schlug die Abschiedsstunde von den Freunden und von den Räumen, in denen in ihren glücklichsten Jahren „so manche herrliche Musik geklungen.“ Abschied nahm sie auch von den beiden ältesten Töchtern Marie und Elise, die seit kurzem hier in einer Pension untergebracht waren. Am 15. abends spielte sie noch in Hannover mit Joachim bei Hofe, 24 Stunden später war sie wieder daheim: „Wonnegefühl, die häusliche Gemütlichkeit mit all dem Lieben, das drinnen lebt und webt, wieder zu genießen: Nur er, der Liebste, fehlt ja immer.“

Auch Brahms hatte unruhige und ereignisreiche Wochen hinter sich, und beide hatten trotz des ausführlichen regelmäßigen Briefwechsels sich viel zu erzählen. Hatte er doch im Januar die Leipziger musikalische Atmosphäre und ihren Leipziger Freundeskreis persönlich kennen gelernt und sah Menschen und Dinge dort nun nicht bloß mit ihren Augen. Dort hatte er auch Gelegenheit gehabt, Einblick zu gewinnen in den Plan einiger Freunde Schumanns und Claras, durch Zeichnung einer jährlichen Summe wenigstens die Kosten für Schumanns Aufenthalt in der Anstalt von Claras Schultern zu nehmen, und sich in seinen Briefen bemüht, ihr die Annahme dieser Freundeshilfe unter dem Gesichtspunkt „eines Dank- und Liebesopfers, das man dem verehrten Künstler bringe“, nahe zu legen, ja zur Pflicht zu machen.

Er selbst aber war – nach Stunden eigentümlicher Selbstkritik über die Grenzen seines künstlerischen Schaffensvermögens – zu neuer Schaffenslust erwacht. Hatte er noch am 12. Februar geklagt: „Mich betrübt es immer, daß ich doch noch nicht so rechter Musikante bin, aber ich habe Talent dazu, mehr als wohl gewöhnlich die jungen Leute jetzt. Es wird einem ausgetrieben. Man sollte die Knaben lustige Musik machen lassen, das Ernste kommt dann schon von selbst, nur das Schmachtlappige nicht. Wie glücklich ist

1854 – 1856.

doch der Mensch, der so wie Mozart und andere abends im Wirtshaus ankommt und neue Noten schreibt, er lebt eben im Schaffen, er macht aber, was er will“, und mit dem komisch-verzweiflungsvoll bewunderten Schluß: „So ein Mensch!“ unwirsch die Feder zerstampft, so hatte er doch unter dem Eindruck von Joachims „herrlichen Variationen“, in ehrlicher Bewunderung und in neidlosem Aufblick zu der Begabung des Freundes, die er weit über die seinige stellte, die „schönsten Vorsätze“ für seine Rückkehr gefaßt: „Wer ein Poet ein will, muß auch die Poesie kommandieren; sagt Goethe, glaube ich. Wie wenig kann ich das noch, sehe ich täglich. Ich geh noch so schüchtern und zahm mit ihr um, als ob ich doch sehr zweifelte, daß sie mich nähme.“

Aber auf diese Pläne und Hoffnungen legte zunächst wieder die Sorge um Robert die lähmende Hand. Angesichts des andauernd trostlosen Zustandes des Kranken war Brahms schon im Winter auf den seltsamen Gedanken verfallen, ihn in eine Kaltwasserheilanstalt zu bringen, und er hatte mit dringlicher Beredsamkeit Clara auch wirklich dafür zu gewinnen gewußt. Nun berieten sie miteinander, wie das am besten und schnellsten in die Wege zu leiten sei, und Brahms übernahm es, sich nach geeigneten Anstalten umzutun und alles während ihrer Abwesenheit in die richtigen Wege zu leiten. Ihren Wunsch aber, vor ihrer Reise den Kranken noch einmal zu sehen, wußte er ihr glücklich auszureden.

So trat sie am 8. April die Reise nach England an, schweren Herzens, als ob sie eine Ahnung hätte, was ihr bevorstand. „Abschied von Johannes schmerzlich wie keiner zuvor“, heißt es im Tagebuch am 8. April, . . . . . „nie vergesse ich diese trostlos einsame Reise! (von Ostende nach Dover) . . . Es war eine Regennacht so traurig wie möglich!“

Und nun kam London, kam England, ein Chaos von neuen, verwirrenden betäubenden Eindrücken, ein Einblick in eine völlig neue Welt, mit nichts anderm auch nur entfernt vergleichbar, was

1854 – 1856.

sie bisher gesehen und erfahren. „Ich war wie betäubt, konnte nur nach Deutschland denken, mein ganzes Herz war dort, der tote Körper hier.“ Alles neu, alles fremd, alles unbehaglich und unbequem, von der Verteilung ihrer Zimmer – das Schlafzimmer zwei Treppen höher als das Wohnzimmer – angefangen, in allen Lebensgewohnheiten und Anschauungen, in der Art, Musik zu genießen und Musik zu treiben, überall Gegensätze, Ecken und scharfe Kanten, mit denen jeder Tag, jede Stunde Zusammenstöße und jeder Zusammenstoß Schmerzen brachte.

„Hier braucht man zur Probe“, schreibt sie nach der ersten Probe zum philharmonischen Konzert unter Bennetts Leitung, „nicht mehr Zeit als zur Aufführung, natürlich kann alles auch nur mittelmäßig gehen.“ Bennett selbst, Roberts alter Freund, für sie in der fremden Umgebung, ganz abgesehen von seinem Beruf als Musiker, der gegebene Vertrauensmann und Helfer, kommt ihr liebenswürdig entgegen, tut, was er kann, entspricht aber weder als Mensch noch als Dirigent den Vorstellungen, die sie sich in Deutschland von Musikern seines Ranges und seiner Stellung zu machen gewöhnt ist. „Er ist ein lieber Mensch, aber kein Dirigent, frisch und energisch, wie es sein muß. Es ist ja auch nicht möglich bei solchem Leben. Bennett gibt von früh 7 bis abends 9 Uhr unausgesetzt Stunden, komponieren oder sonst Partituren für die Konzerte ansehen, neue Musik kennen lernen, das kann er nur im Wagen, während er von einer Stunde zur andern fährt. Wie das ein Mensch aushält, ist nicht zu begreifen.“ Ernstlich fragt sie sich, ob nicht ihre alte Freundin Pauline Viardot, die sie hier zu ihrer großen Freude wiedertrifft, recht hat, wenn sie behauptet, daß bei diesem Leben „die Lehrer in London alle verdummen.“ Aber das beschränkt sich nicht allein auf London, überall wo sie hinkommt, in Manchester, in Liverpool, in Dublin dasselbe Jagen nach dem Gelde, die fiebernde Erwerbshetze, als ob für den Künstler die Kunst als Selbstzweck gar nicht vorhanden sei, nur ein Mittel, um möglichst viel Geld in möglichst



1854 – 1856.

kurzer Zeit zu erwerben, wie Seide oder Tee oder Zucker. Und zwar sind das zum Teil die prächtigsten Menschen von der Welt. So die Robinsons in Dublin, die musikalischen Tonangeber in der irischen Hauptstadt. Er als Lehrer im Gesang, sie am Klavier, sie „die musikalischste Spielerin, die ich neben Fanny Hensel gehört“. Ihre ganze Persönlichkeit von außerordentlicher Grazie und „Zartgefühl im Umgange wie in der Musik, das mich außerordentlich zu ihr hinzog“, schreibt Clara. „Auch als Gattin lernte ich sie lieben. Beide Leute leben äußerst glücklich, freilich aber eine häusliche Gemütlichkeit sucht man in England bei Künstlern vergeblich, sie verdienen Geld von früh bis abend, jeder ißt zu Mittag, wenn er gerade eine Viertelstunde erhascht . . . . Nur am Abend spät da finden sie sich zusammen, halb tot, ermüdet von des Tages Lasten.“ „Bewunderungswürdig aber“, setzt sie hinzu, „war mir bei der Frau die Frische, die sie sich doch bei alle dem fürchterlichen Arbeiten für die Musik bewahrt.“ Aber das sind Ausnahmen, die Majorität kann in dieser Hetzjagd als Mensch und als Künstler das Niveau nicht halten. Und dabei sind Leute drunter, die zum Größten berufen sind. So der Cellist Piatti, „der Mensch spielt mit einem Ton, einer Bravour, einer Sicherheit, wie ich’s nie gehört“, aber ist dabei „indifferent in einem Grade, wie ich es noch niemals bei einem Künstler sah.“ Und daneben eine Gestalt wie Dr. Wylde, der Leiter der Konzerte der »New Philharmonie Society«, der mit Clara am 12. Mai Schumanns A-moll-Konzert bringt. „Es war eine fürchterliche Probe“, schreibt Clara, „denn der Dr. Wylde ist eigentlich gar kein ordentlicher Musiker und konnte im letzten Satz den Rhythmus nicht begreifen. In der Aufführung brachte er ganz allein das Orchester ganz und gar heraus, es fand sich aber unbegreiflicherweise wieder hinein.“ Und auch an den sicher verdienstvollen John Ella, den Leiter der „Musical Union“, muß sich ein an festländische Konzertgebräuche gewöhnter Mensch erst gewöhnen: „Sein Publikum sind seine Kinder,

1854 – 1856.

sie gehorchen ihm aufs Wort, laut spricht er mit ihnen, verweist sie zur Ruhe, wenn sie laut sind, fängt nicht eher an, als bis keiner mehr spricht, niemand darf es wagen, während der Musik zu gehen etc.“

Immerhin ist er doch ein Mann, dem es Ernst ist, und der sich und dem Publikum nichts schenkt. Aber er ist eine Ausnahme. „Probemachen nennen sie hier ein Stück einmal durchspielen, aber an irgend eine feinere Ausarbeitung ist da gar nicht zu denken, und das Publikum läßt sich das gefallen! Die Künstler sind schuld daran, wenn sie im geselligen Verkehr von den Engländern nicht als ihresgleichen angesehen werden, weil ihnen nichts zu niedrig ist zu erdulden, wenn sie nur Geld verdienen. Wie schlecht passe ich hierher! Sie lachen mich geradezu aus, wenn ich meinen Abscheu gegen solches Treiben ausspreche“ (11. Mai).

Hatte sie recht damit, mit dem „Wie schlecht passe ich hierher!“?

In dem Sinne, wie sie es meinte, sicher!

Aber auch noch in anderm Sinne.

Was für ein Geheimnis es sei, mit dieser Kunst, die die stille ernste deutsche Frau, mit den traurigen Augen und dem schwermütigen Lächeln, diese „Madame Schumann“, deren Schicksal so pityfull war, ihnen 2 ½ Monate lang in Konzerten verschiedenster Art, immer gleich groß und gleich vornehm, in welcher Umgebung sie auch auftreten mochte, brachte, das ist, wenn überhaupt, damals nur den allerwenigsten in England aufgegangen. Daß sie nicht sei wie die andern, die jahraus, jahrein vom Festland verschrieben wurden, um London während der Saison musikalisch zu unterhalten, das merkte man wohl bald, aber daß dieses „Andere“ nicht der romantisch-melancholische Zauber war, der die Frau des unglücklichen Robert Schumann umschwebte, sondern eine selbständige künstlerische Persönlichkeit, das zu erfassen, brauchte es noch Jahre.

Während eines Aufenthaltes von knapp drei Monaten trat sie in 26 Konzerten öffentlich auf, ohne, trotzdem man es an Beifall

1854 – 1856.

und äußern Ehrungen – sie spielte vor der Königin, und die „Réunion des arts“ gab (am 18. Juni) eine Soirée musicale »in honor of Madame Clara Schumann«, bei der nur Schumannsche Stücke gespielt wurden – nicht fehlen ließ, das Gefühl zu haben, den Leuten, Musikern wie Publikum, innerlich dadurch näher zu kommen.

„Sie sind furchtbar zurück“, klagt sie, „oder vielmehr einseitig, von Neueren wollen sie keinen gelten lassen außer Mendelssohn, der ihr Gott ist! Die Times geht immer hinten herum, wenn es etwas von Robert zu besprechen gibt.“

Das klingt vielleicht ungerecht, wenn man erwägt, wieviel Schumann und Beethoven sie in diesen Wochen spielte und immer vor vollen Sälen; und doch hatte sie recht. Die Kluft zwischen den ihr zur zweiten Natur gewordenen Anschauungen über Kunst und Kunstübung und denen der Menge, für die sie spielte, war einstweilen noch unüberbrückt.

Drei Vorfälle, von denen zwei zufällig in die letzte Woche ihrer Anwesenheit fielen, beweisen das vielleicht am schlagendsten.

Am 23. Juni war eine Aufführung der „Peri“ unter Bennett und mit Jenny Lind als Peri. „Ich sang mit“, heißt es im Tagebuch. Dies für sie Selbstverständlichste wurde vom Publikum als etwas, wenn nicht geradezu Taktloses, doch sehr Merkwürdiges empfunden und belächelt. Und die deutsche Künstlerin wieder empfand es als mindestens befremdend, daß wegen der Anwesenheit der Königin die Aufmerksamkeit des Publikums fast ausschließlich auf diese vortreffliche, aber mit dem Kunstwerke in gar keinem ursächlichen Zusammenhang stehende erlauchte Frau gerichtet war. Und ebenso empfand es die deutsche Künstlerin als nicht nur merkwürdig, sondern ungebildet, daß in einer Soiree, bei der Lady Overstone, die Gesellschaft rücksichtslos während ihres Spieles Konversation machte. Sie aber ließ sich das nicht gefallen, mitten im Spiel hörte sie auf und sagte der nunmehr aufhorchenden Gesellschaft, sie sei nicht gewohnt, zu spielen, wenn man Konversation mache. „Ich ließ die Hände

1854 – 1856.

im Schooße ruhen und fing nicht eher wieder an zu spielen, als bis alles still war.“ „Täten das die Künstler alle“, fügt sie hinzu, „wären sie mehr geachtet. Nachdem dies geschehen, wie anders respektvoll waren die Leute. Tags darauf erhielt ich noch ein artiges Entschuldigungsschreiben der jungen Lady.“

Waren das Taktlosigkeiten, wie sie immerhin auch anderwärts vorkommen können und die, wie der letzte Vorfall beweist, nur gerügt zu werden brauchten, um sofort durch die Formen feinsten Lebensart wieder gutgemacht zu werden, so deckte ein Vorfall in ihrem letzten Konzert am 2. Juli mit schneidender, fast komisch wirkender Dissonanz den Unterschied zwischen deutschem und englischem Musikgeschmack auf. Es war das dritte Pianofortekonzert von Holmes in „The Queens Concert Rooms Hannover Square“, aus 24 Nummern bestehend und an die 5 Stunden dauernd. „Das war aber das non plus ultra“, schreibt sie, „von einem schlechten Konzert! ich schämte mich unter all diesem fürchterlichen Zeug.“ Das Beste oder vielmehr Schlimmste aber war, daß sogar in der Pause zwischen dem ersten und zweiten Teil keine Schonzeit gewährt wurde, sie wurde ausgefüllt durch Orgel, „wo einer den Geburtstagsmarsch aus Roberts vierhändigem Album und den As-dur-Kanon aus den Studien spielte! Das letztere klang nicht schlecht, aber der Geburtstagsmarsch gehört zu den unbegreiflichen Dingen, wie sie nur in England vorkommen können!“

Trotzdem würde es kein richtiges Bild der Empfindungen geben, mit denen sie das erstemal England verließ, wenn mit diesem musikalischen Mißgriff und Mißklang die Schlußnote über ihren dortigen Aufenthalt gegeben werden sollte.

Nein, trotzdem sie in jeder Beziehung in unglücklicher Stunde nach England gekommen war, trotzdem sie in diesen Monaten innerlich das bitterste Leid ausgestanden und trotzdem sie, wie gesagt, in künstlerischer Beziehung sich beim Scheiden hier ebenso einsam fühlte wie am ersten Tage, sie hatte doch den Boden und

1854 – 1856.

die Leute lieb gewonnen, die guten im Musikunterrichtsfrondienst sich aufarbeitenden altjungferlichen Miß Busbys, ihre Wirtinnen, in deren ungemütlichen Zimmern sie so manch stille Träne vergossen, die Townsends in Camberwell, deren Gastfreundlichkeit sie in Dankbarkeit so manchen stillen Sonntag genossen, die Souchays vor allem in Manchester (Verwandte von Mendelssohn), die Bennetts mit ihrem deutschen Kreis in Camberwell, die Robinsons in Dublin, die Bennetts in London; es hatte ihr gefallen in den stillen grünen Parks und im Schatten der ehrwürdigen Denkmäler großer Vergangenheit, des Tower, der Westminsterabtei, der Kirche von St. Pauls, gefallen auch im Kristallpalast, trotzdem sie erst meinte, sein Glanz passe nur für frohe Menschen. Und so heiß sie die Stunde des Abschieds seit Wochen ersehnt, so oft sie im Begriff gewesen, alles abzubrechen und nach Hause zu eilen, sie schied doch „trotz all dem schrecklichen Kummer, den ich hier durchgemacht“, wie sie schreibt, „unter Tränen.“ „Es ist doch sonderbar, daß einem gerade Räume, wo man viel Kummer erlebt, viel Tränen vergossen, so lieb werden können.“ Aber es war, wie gesagt, nicht das allein. „Übrigens“, das ist ihr Abschiedswort beim Verlassen des englischen Bodens, „liebe ich den englischen Charakter sehr. Der Engländer ist erst kalt, schwer zugänglich . . . aber einmal warm, ist er es für immer, zu jeder Freundschaft fähig! Ich hatte einige Menschen recht lieb gewonnen.“

Die Tränen beim Abschied aber galten auch dem, was ihrer daheim wartete. Denn in diesen Monaten, in völliger Einsamkeit in der Fremde, hatte sie auch den letzten Schimmer der immer noch nicht ganz erstorbenen Hoffnung erlöschen sehen; acht Tage nach ihrer Ankunft, am Tage ihres ersten öffentlichen Auftretens in London, hatte sie ein Brief von Brahms erreicht, der ihr als Ergebnis seines Besuches in Ethenich mitteilte, daß der Zustand Roberts nicht nur jeden Gedanken an eine Überführung in eine andre Anstalt ausschließe, sondern daß auch der Arzt durchaus zu

1854 – 1856.

einer völligen Genesung keine Hoffnung mehr habe. Er selbst hatte mit ihm gesprochen, und der Kranke hatte zwar Freude bei seinem Anblick gezeigt, war aber nicht imstande gewesen, sich anders als in einzelnen wirt durcheinander huschenden, unartikulierten Worten verständlich zu machen. Es war kein Zweifel mehr möglich, das war der Anfang vom Ende, und das einzige, was man wünschen konnte, war, daß dies Ende nicht mehr lange auf sich warten lasse.

„Solch ein Brief“, heißt es im Tagebuch, „und heute abend mußte ich zum erstenmal öffentlich spielen . . . Ich konnte keinen Ton den ganzen Tag spielen, laut weinen mußte ich von früh bis abend, und so nun, abgemattet, betrübt, fuhr ich ins Konzert. Der Himmel war gnädig, es ging alles sehr gut, ich reüssierte vollkommen, aber das wußte ich, dieser Tag und noch viele tränenreiche, die folgten, kosten mich einen großen Teil meiner Gesundheit . . . Meine Tage waren ausgefüllt mit Tränen“, heißt es ein paar Tage später, „und abends im Bett befällt mich gewöhnlich ein solcher Weinkampf, daß ich immer vergehen zu müssen meine. Richarz schreibt mir ganz offen, daß er unrettbar verloren ist.“

Der einzige Halt und Trost waren wieder und mehr als je, außer der strengsten Pflichterfüllung in aufreibender Arbeit, die Briefe des Freundes, der nicht müde wurde, ihre Gedanken abzulenken und ihr durch zarte Aufmerksamkeiten, ernsten Zuspruch und heitern Humor über diese qualvollen Stunden einsamen Grübelns hinwegzuhelfen. Zu seinem eignen Geburtstag am 7. Mai hatte er sie mit einer Fuge in A-moll überrascht. „Ich schreib ihm lang darüber“, heißt es im Tagebuch, „überhaupt schrieb ich ihm viel, und das waren mir die erträglichsten Stunden.“ Am Tage vor Roberts Geburtstag sandte er ihr die „wunderbar schöne, innige Fuge in As-moll. Sie wußte, daß er am „Schmerzenstage“ selbst den Geliebten aufsuchen und ihm den großen Atlas von ihr bringen werde, den jener sich für seine neueste Beschäftigung, die alphabetische Zusammenstellung von Städte- und Ländernamen, gewünscht hatte.

1854 – 1856.

„Traurige Nachrichten von Johannes über Robert“, heißt es drei Tage später: „Er hat ihn wenig beachtet, sondern immer im Atlas (wochenlang schon seine stete Beschäftigung) studiert und Worte herausgesucht, die sich gut versetzen ließen etc. etc. Johannes war einige Stunden bei ihm und wußte mir nichts zu erzählen. Ich war ganz aufgelöst im Schmerz! –“

Am 4. Juli konnte sie endlich in Antwerpen das Festland wieder betreten, von dem dort ihrer harrenden Freunde aus lebendiger Erzählung den lang ersehnten Trost schöpfen, sich aber zugleich nur die traurige Wahrheit bestätigen lassen, dass alles unwiderbringlich verloren sei. Am 6. Juli traf sie, nachdem sie von Antwerpen aus mit ihm noch einen Ausflug nach Ostende gemacht, um dem Freunde dort das Meer zu zeigen, nach dreimonatiger Abwesenheit in Düsseldorf ein. Nur wenige Ruhetage, in denen Brahms ihr seine beiden Fugen vorspielte und abends plattdeutsche Märchen vorlas, folgten.

Eigentlich war zu beiderseitiger Erholung eine Rheinreise, wie ein Jahr vorher, in Aussicht genommen, aber ein Unwohlsein von Brahms machte die Ausführung einstweilen unmöglich.

Noch immer hatte sie doch keine Ahnung davon, wie nahe das Ende sei, trotzdem sie schon während der letzten Woche ihres Aufenthalts in England erfahren hatte, daß der Kranke wegen geschwollener Füße das Bett hüten und, wenn irgend möglich, auch im Bett gehalten werden sollte, da er in letzter Zeit sehr von Kräften gekommen sei. Ja selbst, als sie am 14. Juli, von Unruhe gepackt, mit Frl. Jungé nach Bonn fährt, um Richarz zu sprechen und ihm zu sagen, daß sie den Kranken sehen wolle, ist sie zwar wie vom Blitzstrahl getroffen bei der Mitteilung des Arztes, daß er ihm „kein Jahr Leben mehr verspreche“, aber daß der Todesengel schon auf der Schwelle sitze, kommt ihr nicht in den Sinn. Am 16. Juli beginnt sie mit Brahms zusammen das Nibelungenlied zu lesen, am Tag darauf gibt sie zwei neuen Schülerinnen (die eine war ihre englische Wirtin, Miß Emmy Busby, die für einige Wochen bei

1854 – 1856.

ihr studieren wolle) die ersten Stunden. Da kommt am 23. Juli die Depesche aus Edenich: wenn sie Robert noch am Leben sehen wolle, solle sie kommen.

Sie fährt sofort mit Brahms und Frl. Jungé hinüber, findet aber bei ihrer Ankunft die Gefahr für den Augenblick vorüber „Johannes sah ihn, bat mich aber mit dem Arzte, ihn nicht zu sehen, stellte es mir als Pflicht für meine Kinder vor, ich dürfe mich nicht so erschüttern etc. Kurz, ich reiste zurück und hatte Ihn nicht gesehen. Aber ich hielt es nicht lange aus, der Schmerz, das Sehnen nach ihm, ach, nur einen Blick noch von ihm zu erhalten, ihn meine Nähe fühlen zu lassen – ich mußte hin und reiste Sonntag den 27. wieder mit Johannes. Ich sah Ihn, es war abends zwischen 6 und 7 Uhr. Er lächelte mich an und schlang mit großer Anstrengung, denn er konnte seine Glieder nicht mehr regieren, seinen Arm um mich – nie werde ich das vergessen. Um alle Schätze gäbe ich diese Umarmung nicht wieder hin. Mein Robert, so mußten wir uns wiedersehen, wie mühsam mußte ich mir deine geliebten Züge hervorsuchen; welch ein Schmerzensanblick!

Vor 2 ½ Jahren von mir gerissen, ohne Abschied, was alles auf dem Herzen, und nun still zu seinen Füßen lag ich, wagte kaum zu atmen, und nur dann und wann ein Blick, zwar umnebelt, aber doch so unbeschreiblich mild, wurde mir.

Alles um ihn war mir so heilig, die Luft, in der er, der edle Mann, mit atmete. Er sprach viel immer mit den Geistern, wie es schien, litt auch nicht lange jemand um sich, dann wurde er unruhig, verstehen aber konnte man fast nichts mehr. Nur einmal verstand ich „meine“, gewiß wollte er „Clara“ sagen, denn er sah mich freundlich dabei an; dann noch einmal „ich kenne“ – „Dich“ wahrscheinlich.

Montag, den 28., waren wir, Johannes und ich, den ganzen Tag draußen, immer ab und zu bei Ihm, oft aber auch nur durch das kleine Fensterchen in der Wand nach Ihm blickend. Er litt schrecklich, obgleich der Arzt es nicht meinte. Seine Glieder waren



1854 – 1856.

in fortwährendem Zucken, sein Sprechen oft sehr heftig. Ach, ich mußte Gott bitten, ihn zu erlösen, weil ich ihn ja so lieb hatte.

Er nahm schon seit Wochen nichts als etwas Wein und Gelee zu sich – heute gab ich es ihm, und mit der glücklichsten Miene und wahrer Hast nahm er es, den Wein schlürfte er von meinem Finger – ach er wußte, daß ich es war . . .

Dienstag, den 29., sollte er befreit werden von seinen Leiden – nachmittag 4 Uhr entschlief er sanft. Seine letzten Stunden waren ruhig, und so schlief er auch ganz unbemerkt ein, niemand war in dem Augenblick bei ihm\*. Ich sah ihn erst eine halbe Stunde später, Joachim war auf eine Depesche von uns aus Heidelberg gekommen; dies hatte mich länger in der Stadt zurückgehalten als gewöhnlich nach Tisch.

Sein Kopf war schön als Leiche, die Stirn so schön klar, sanft gewölbt. Ich stand an seiner Leiche, das heißgeliebten Mannes, und war ruhig; all mein Empfinden ging auf in Dank zu Gott, daß er endlich befreit, und als ich an seinem Bette niederkniete, da wurde mir so heilig zumute, mir war, als schwebe sein herrlicher Geist über mir – ach, hätte er mich mit sich genommen. Ich sah ihn heute zuletzt – einige Blumen legte ich ihm noch aufs Haupt – meine Liebe hat er mit sich genommen!

Mittwoch, den 30., übergab mir Frl. Reumont Roberts Sachen . . . Mir tat es so weh, was ich nun berührte . . . . . meine Briefe, die er mit einem rosa Band zusammengebunden, und die Bilder von mir, den Kindern, Johannes und Joachim, an denen er sich so oft erfreut. Das meinige verlangte er noch an dem Abend zur selben Stunde, als ich den festen Entschluß faßte, zu ihm zu eilen. All seine Papiere waren in bester Ordnung, seine Begleitung der 24 Etüden von Paganini, von ihm selbst sehr sauber geschrieben . . .

---

\* Danach ist die Darstellung der letzten Augenblicke bei Kalbeck a. a. O. I. S. 292 zu berichtigen.

1854 – 1856.

Donnerstag, den 31., abends 7 Uhr Begräbnis! ich war in der kleinen Kapelle auf dem Kirchhof, ich hörte die Trauermusik, jetzt wurde er hinabgelassen in die Erde, doch hatte ich ein klares Gefühl, daß nicht er es war, sondern nur sein Körper – sein Geist war über mir, – wohl nie inniger war mein Gebet als in dieser Stunde. Gott gebe mir Kraft, zu leben ohne ihn.

Johannes und Joachim gingen dem Sarg voran, dann trugen einige aus der Konkordiangesellschaft, die ihm früher in Düsseldorf einmal ein Ständchen gebracht, seinen Sarg, eine Ehrenbezeugung! Die Bürgermeister gingen mit, Hiller war auch von Köln gekommen, sonst aber keine Freunde. Ich hatte es nicht bekannt gemacht, weil ich nicht wünschte, daß viele Fremde kämen. Seine liebsten Freunde gingen ja voran, ich hinterher (unbemerkt), und so war es am besten, gewiß in seinem Sinne! So war denn mit seinem Hingang all mein Glück dahin! Ein neues Leben begann jetzt für mich . . .“